



Leseprobe

Jennifer L. Armentrout
War and Queens – Liebe kennt keine Grenzen
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 880

Erscheinungstermin: 12. April 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

JENNIFER L.
ARMENTROUT

WAR
AND
QUEENS

LIEBE KENNT KEINE GRENZEN

ROMAN

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Sonja Rebernik-Heidegger

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE WAR OF TWO QUEENS



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 04/2023

Redaktion: Catherine Beck

Copyright © 2022 by Jennifer L. Armentrout

Copyright © 2023 der deutschsprachigen Ausgabe
und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in the EU

Karte: Hang Le

Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT, München,
unter Verwendung des Originalentwurfs von Hang Le

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-453-32239-4

www.heyne.de

Für meine Leserinnen und Leser



Casteel

DAS SCHLEIFENDE KRATZEN DER Klauen kam näher, und die schwache Flamme der Kerze flackerte und erlosch. Dunkelheit breitete sich in der Zelle aus.

In dem offenen Torbogen erschien ein Schatten – eine missgestaltete Kreatur auf allen vieren. Sie hielt inne und schnüffelte wie eine verdammte Barratte. Sie roch das Blut.

Mein Blut.

Die glatten Manschetten aus Schattenstein schnitten in meinen Hals und die Knöchel, als ich mich zur Seite neigte und mich bereit machte. Der verdammte Stein war nicht kleinzukriegen, aber in diesem Fall auch ganz praktisch.

»Komm her, du ...« Die Kreatur stürzte aus dem Torbogen und auf mich zu. Das klagende Heulen wurde zu einem ohrenbetäubenden Kreischn. »... *Wichser.*«

Ich wartete, bis der Verwesungsgeruch mich umfing, dann presste ich den Rücken an die Wand und riss die Beine hoch. Die Kette zwischen meinen Fußfesseln war nur etwa fünfzehn Zentimeter lang, und die Manschetten gaben keinen Millimeter nach, aber es reichte. Ich stemmte die Füße gegen die Schultern der Kreatur und erhaschte dabei bedauerlicherweise einen äußerst guten Blick auf das Ding, dessen fauliger Atem mir ins Gesicht schlug.

Oh Mann, dieser Hungernde war auch nicht mehr ganz frisch.

Graue Hautfetzen hingen von seinem haarlosen Schädel, und die halbe Nase fehlte. Ein Wangenknochen stieß durch das verwesene Fleisch, und die Augen loderten wie brennende Kohlen. Die Lippen waren aufgerissen.

Der Hungernde neigte den Kopf und schnappte nach meinem Unterschenkel. Seine Fangzähne durchstießen meine Hose und anschließend die Haut. Als sich ein feuriger Schmerz ausbreitete, stieß ich ein Zischen aus.

Das war es wert.

Es war den Schmerz mehr als wert.

Ich hätte diese Bisse eine Ewigkeit ertragen, solange *sie* in Sicherheit war. Solange *sie* nicht in dieser Zelle saß. Solange *sie* nicht dieselben Schmerzen erleiden musste.

Ich schüttelte den Hungernden ab, hob die Kette über den Kopf der Kreatur und überkreuzte die Knöchel. Dann drehte ich die Hüfte und zog die Kette über der Kehle des Hungernden zusammen. Das Kreischen verstummte. Die Manschette um meinen Hals grub sich tiefer in die Haut, und ich bekam selbst kaum noch Luft, während sich die Kette um den Hals des Hungernden enger und enger zog. Er schlug um sich, doch ich schwang die Beine ruckartig in die andere Richtung und brach ihm das Rückgrat. Ich hob den zuckenden Körper mit den Beinen hoch und griff mit den Händen nach den kalten, feuchten Wangen der Kreatur. Die Kette zwischen meinen Handgelenken, die auch mit der Manschette um meinen Hals verbunden war, war zwar kürzer – aber trotzdem lang genug. Ich ließ den Kopf des Hungernden mit aller Kraft auf den Steinboden neben meinen Beinen krachen. Das Fleisch gab nach, und Blut spritzte auf meinen Bauch und die Brust. Der Schädelknochen brach mit einem feuchten Schmatzen auf, und der Hungernde sank in sich zusammen. Er würde nicht lange so regungslos liegen bleiben, aber ich hatte mir etwas Zeit verschafft.

Ich löste die Kette vom Hals der Kreatur und stieß sie mit

den Füßen von mir. Sie landete als lebloser Haufen im Torbogen. Meine Lunge brannte, und ich versuchte, mich locker zu machen. Die Manschette um meinen Hals gab langsam nach, und endlich bekam ich wieder mehr Luft.

Ich betrachtete den Körper des Hungernden. Normalerweise hätte ich ihn mit einem Fußtritt aus der Zelle befördert, aber ich wurde schwächer.

Ich hatte zu viel Blut verloren.

Jetzt schon.

Das war kein gutes Zeichen.

Schwer atmend senkte ich den Blick und zählte die Schnitte, die sich über die Innenseiten meiner Unterarme zogen.

Dreizehn.

Dreizehn Tage waren vergangen, seit die Zofen der Königin zum ersten Mal in die Zelle geschwärmt waren, schwarz gekleidet und in Totenstille gehüllt. Seither kamen sie einmal am Tag, um mir eine neue Wunde zuzufügen und Blut abzuzapfen, als wäre ich ein verdammtes Weinfass.

Ein verkniffenes, bösartiges Grinsen umspielte meine Lippen. Gleich beim ersten Mal hatte ich es geschafft, drei von ihnen auszuschalten. Ich hatte ihnen die Kehlen herausgerissen, als sie mir zu nahe gekommen waren – was auch der Grund war, warum sie die Kette zwischen den Handgelenken gekürzt hatten.

Nur eine der drei Zofen war nicht zurückgekehrt. Die Kehlen der anderen beiden hatten sich innerhalb weniger Minuten wieder geschlossen – während ich beeindruckt und frustriert zugleich zugesehen hatte.

Wobei ich zumindest zu einer wichtigen Erkenntnis gelangt war: Offenbar waren nicht alle Zofen der Blutkönigin Wiederkehrer.

Ich wusste zwar noch nicht, was ich mit dieser Information anfangen würde, ging aber davon aus, dass sie mein

Blut verwendeten, um neue Wiederkehrer zu erschaffen. Oder es diente als Nachttisch für die Privilegierten.

Ich ließ den Kopf an die Wand sinken und versuchte, nicht zu tief zu atmen. Wenn mich der Gestank des Hungernden nicht umbrachte, würde es der verdammte Schattenstein um meinen Hals erledigen.

Ich schloss die Augen. Es waren einige Tage vergangen, bevor die Zofen das erste Mal aufgetaucht waren. Ich war mir nicht sicher, wie viele? Zwei vielleicht? Eine Woche? Oder ...?

Ich hielt inne. *Hör verdammt noch mal auf damit!*

Ich würde mich diesen Qualen nicht noch einmal aussetzen. Beim letzten Mal hatte ich versucht, die Tage und Wochen zu zählen, doch irgendwann war die Zeit einfach stehen geblieben. Aus Stunden wurden Tage. Aus Wochen wurden Jahre. Und mein Verstand verweste mit der Zeit genauso wie das Blut, das aus dem aufgebrochenen Schädel des Hungernden floss.

Dieses Mal waren die Umstände anders.

Die Zelle war größer und der Eingang nicht vergittert – was dank des Schattensteins und der Ketten auch nicht notwendig war. Die Ketten waren eine Mischung aus Eisen und den Knochen der Gottheiten und liefen zu einem Haken an der Wand und weiter zu einem Flaschenzug, der sie kürzer oder länger machte. Ich konnte aufrecht sitzen und mich ein wenig hin und her bewegen, mehr nicht. Die Zelle war auch dieses Mal fensterlos, und dem feuchtkalten, modrigen Geruch nach wurde ich erneut unter der Erde festgehalten. Die frei umherlaufenden Hungernden waren allerdings neu.

Ich öffnete die Augen einen Spalt. Der verdammte Wischer im Torbogen war der sechste oder siebte, den der Blutgeruch in meine Zelle gelockt hatte. Was mich zu der Vermutung brachte, dass man überirdisch ein riesiges Problem mit den Kreaturen hatte.

Ich hatte schon gehört, dass es auch innerhalb der Mauern um Carsodonien immer wieder zu Angriffen durch Hungernde kam und die Blutkrone diese Atlantia und den wütenden Göttern in die Schuhe schob. Aber ich war immer davon ausgegangen, dass ein zu gierig gewordener Aufgestiegener Schuld daran hatte, der seine sterblichen Opfer einfach zurückließ, sodass sie sich in Hungernde verwandelten. Mittlerweile vermutete ich, dass die Hungernden hier unten gefangen gehalten wurden. Wo auch immer *hier unten* war. Und falls es wirklich so war und sie es trotzdem ab und zu nach oben in die Stadt schafften, konnte ich das auch.

Ich musste nur den Haken in der Wand lösen. Doch obwohl ich meine ganze Zeit darauf verwendete, hatte er sich bis jetzt kaum einen Zentimeter bewegt – wenn überhaupt.

Ein weiterer Unterschied zum letzten Mal war, dass ich bisher nur die Zofen der Königin zu Gesicht bekommen hatte, und ich hatte keine Ahnung, was ich davon halten sollte. Während meiner letzten Gefangenschaft hatte ich viel zu oft Besuch von der Blutkrone und ihren Günstlingen erhalten, die mich verhöhnten, mir Schmerzen zufügten, sich an mir nährten und sämtliche Gelüste an mir auslebten.

Wobei es nicht von Anfang an so gewesen war. Zuerst hatte die Blutkönigin versucht, mir *die Augen zu öffnen* und mich auf ihre Seite zu ziehen. Sie wollte mich dazu bringen, mich gegen meine Familie und mein Königreich zu stellen. Erst als das nicht klappte, hatte der Spaß so richtig begonnen.

War dasselbe mit Malik passiert? Hatte er sich geweigert mitzuspielen, und sie hatten ihn gebrochen, wie sie beinahe auch mich gebrochen hätten? Ich schluckte. Ich hatte keine Ahnung.

Ich hatte meinen Bruder noch nicht gesehen, seit ich hier war, aber sie mussten etwas mit ihm angestellt haben. Er

war viel länger bei ihnen als ich damals, und ich wusste, wozu sie fähig waren. Ich wusste, was Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit waren. Die Erkenntnis, keine Kontrolle über das eigene Leben zu haben. Nicht mehr zu wissen, wer man war. Selbst wenn sie nie Hand an ihn gelegt hatten, reichte eine Gefangenschaft in vollkommener Isolation aus, um nach einiger Zeit den Verstand zu verlieren. Gewisse Dinge zu denken. An gewisse Dinge zu *glauben*. Und »nach einiger Zeit« war nicht so lange, wie manche dachten.

Ich zog mein verletztes Bein so nahe wie möglich an mich heran und senkte den Blick auf die Hände in meinem Schoß. Es war so dunkel, dass ich das schimmernde goldene Band auf meiner Handfläche kaum erkennen konnte.

Poppy.

Ich schloss die Finger um das Zeichen und ballte die Hand so fest es ging zur Faust, als könnte ich damit etwas anderes heraufbeschwören als ihre Schreie. Als könnte ich das Bild ihres wunderschönen, aber schmerzverzerrten Gesichts auslöschen. Ich wollte es nicht sehen. Ich wollte sie so sehen, wie sie auf dem Schiff gewesen war. Das Gesicht leicht gerötet, die atemberaubenden grünen Augen mit dem zarten silbernen Schimmer voller Verlangen und Begierde. Ich wollte mich an ihre vor Lust oder Wut glühenden Wangen erinnern, wobei Letzteres vor allem dann der Fall war, wenn sie leise mit sich selbst – oder lautstark mit mir – diskutierte, ob es angemessen wäre, mich wieder einmal niederzustechen. Ich wollte ihre vollen, leicht geöffneten Lippen sehen. Ihre leuchtende Haut, wenn sie mich berührte und mich auf eine Art heilte, die sie nie erahnen und nie verstehen würde. Ich schloss erneut die Augen. Doch ich sah nur, wie das Blut aus ihren Ohren und ihrer Nase sickerte und sie sich vor Schmerzen in meinen Armen wand.

Bei den Göttern, ich würde die verdammte Blutkönigin in Stücke reißen, wenn ich erst frei war.

Und ich würde frei sein.

Ich würde fliehen und dafür sorgen, dass sie all die Schmerzen erfuhr, die sie Poppy in ihrem Leben zugefügt hatte. Und das zehnfach.

Ich riss die Augen auf, als ich leise Schritte hörte. Die Muskeln in meinem Nacken spannten sich, und ich streckte langsam das Bein aus. Das war nicht normal. Es waren erst einige Stunden vergangen, seit mir die Zofen das letzte Mal Blut abgezapft hatten. Oder verlor ich bereits das Zeitgefühl?

Unsicherheit stieg in mir hoch, während ich mich auf die Schritte konzentrierte. Es waren mehrere Leute, aber die Schritte einer Gestalt klangen schwerer. Stiefel. Ich biss die Zähne zusammen und richtete den Blick auf den Eingang der Zelle.

Eine Zofe erschien. Sie verschmolz beinahe mit der Dunkelheit und trat wortlos an dem zusammengesunkenen Hungernden vorbei. Feuerstein traf auf Stahl, und die Kerze an der Wand begann zu brennen. Vier weitere Zofen erschienen, während die erste Zofe weitere Kerzen entzündete. Ihre weiblichen Gesichtszüge blieben hinter den schwarzen Flügeln verborgen, mit denen ihre Augen umrandet waren.

Ich hätte zu gern gewusst, was es mit dieser verdammten Bemalung auf sich hatte.

Ich hatte auch schon einige Male gefragt, aber nie eine Antwort bekommen.

Die Zofen bezogen rechts und links neben dem Eingang Stellung, und auch die erste Zofe gesellte sich zu ihnen. In diesem Moment wusste ich, was bevorstand. Ich richtete den Blick auf den Eingang. Der Duft von Rosen und Vanille umfing mich, und heiße, unendliche Wut loderte in mir auf.

Kurz darauf trat *sie* in die Zelle – und sie war das genaue Gegenteil ihrer Zofen.

Weiß.

Das Ungeheuer trug ein hautenges Kleid in reinstem, beinahe durchsichtigem Weiß, das sehr wenig der Vorstellung überließ. Ich verzog angewidert den Mund. Abgesehen von den rotbraunen Haaren, die bis zur eingeschnürten Westentaille reichten, sah sie Poppy kein bisschen ähnlich.

Zumindest redete ich mir ein, dass es keinerlei Ähnlichkeit gab – weder was die Augen noch was die gerade, von einem Rubin geschmückte Nase oder den vollen, ausdrucksstarken Mund betraf.

Außerdem spielte es keine verdammte Rolle.

Poppy war nicht im Geringsten wie sie.

Die Blutkönigin. Ileana. Isbeth. Besser bekannt als das schon bald mausetote Miststück.

Sie trat näher, und ich fragte mich wieder einmal, warum ich nicht bemerkt hatte, dass sie keine Aufgestiegene war. Ihre Augen waren dunkel und endlos tief, aber nicht so undurchsichtig wie bei einem Vampyr. Die Berührungen ihrer Hände ... bei den Göttern, ich konnte sie in der Erinnerung nicht von den Berührungen der anderen unterscheiden. Ihre Hände waren kalt gewesen – aber nicht eisig und blutleer. Andererseits hatte niemand einen Grund zu der Annahme gehabt, dass sie etwas anderes war, als sie vorgab zu sein.

Niemand außer meinen Eltern.

Sie mussten die Wahrheit über die Blutkönigin gekannt haben. Sie mussten von Anfang an gewusst haben, was sie war. Aber sie hatten es uns nicht gesagt. Sie hatten uns nicht gewarnt.

Die Wut darüber nagte an mir. Es hätte vielleicht nichts an dem Ausgang des Treffens geändert, aber wir wären ihr anders gegenübergetreten. Bei den Göttern, wenn wir gewusst hätten, dass die Blutkönigin von ihren Jahrhunderte andauernden Rachefantasien in den Wahnsinn getrieben worden war, hätten wir uns besser vorbereitet. Denn in diesem Fall war klar, dass sie wahrhaftig *zu allem* fähig war.

Leider konnten wir daran nichts mehr ändern – immerhin saß ich an die Wand gekettet in einer Zelle, und Poppy war irgendwo dort draußen und versuchte, mit der Tatsache klarzukommen, dass diese Frau ihre Mutter war.

Sie hat Kieran, rief ich mir in Erinnerung. *Sie ist nicht allein.*

Die falsche Königin war ebenfalls nicht allein. Ein groß gewachsener Mann trat hinter ihr in die Zelle. Er sah aus wie eine wandelnde brennende Kerze. Alles an ihm war golden, angefangen bei den Haaren bis zu den aufgemalten Flügeln in seinem Gesicht. Seine Augen leuchteten in einem so hellen Blau, dass sie beinahe farblos wirkten. Einige der Zofen hatten ebenfalls solche Augen, weshalb ich davon ausging, dass er ein Wiederkehrer war. Obwohl eine der Zofen, die am ersten Tag wiederauferstanden waren, nachdem ich ihnen die Kehlen herausgerissen hatte, braune Augen gehabt hatte. Nicht alle Wiederkehrer hatten also derart helle Augen.

Der Kerl blieb am Eingang stehen, und im Gegensatz zu den Zofen waren seine Waffen nicht unter der Kleidung verborgen. An einem Riemen über der Brust hing ein schwarzer Dolch, und er trug zwei Schwerter auf dem Rücken, deren Griffe an seinen Hüften zu erkennen waren. Ich beschloss, den Wichser zu ignorieren, und wandte meine Aufmerksamkeit der Blutkönigin zu.

Das Kerzenlicht ließ die diamantenen Spitzen ihrer mit Rubinen besetzten Krone funkeln, als Isbeth auf den Hungernden hinuntersah.

»Ich weiß nicht, ob es dir schon aufgefallen ist, aber ihr habt hier unten ein Problem mit Ungeziefer«, sagte ich.

Sie hob eine dunkle Augenbraue und schnippte mit den rot lackierten Fingern. Zwei Zofen traten vor, hoben die Überreste des Hungernden hoch und trugen ihn hinaus. Isbeth sah mich an. »Du siehst beschissen aus.«

»Ja, aber ich kann mich waschen. Und was machst du?«
Als ich sah, wie sie die Lippen zusammenkniff, lächelte ich.
»Du wirst den Gestank nie los. Die Scheiße ist in dir drin.«

Isbeths Lachen klang wie klirrendes Glas und ließ meine Nervenenden summen. »Ach, mein liebster Casteel. Ich habe vergessen, wie charmant du sein kannst. Kein Wunder, dass meine Tochter so begeistert von dir ist.«

»Nenn sie nicht so«, knurrte ich.

Nun hob sie beide Augenbrauen, während sie mit dem Ring an ihrem Zeigefinger spielte. Es war ein goldenes Band mit einem rosafarbenen Diamanten. Es schien sogar in der finsternen Zelle zu leuchten – so, wie es nur atlantianisches Gold vermochte. »Bitte sag nicht, dass du Zweifel daran hast, dass ich ihre Mutter bin. Ich weiß, ich bin nicht gerade der Inbegriff der Ehrlichkeit, aber was sie betrifft, habe ich nichts als die Wahrheit gesagt.«

»Mir ist scheißegal, ob du sie neun Monate in deinem Bauch getragen und sie zur Welt gebracht hast.« Ich ballte die Hände zu Fäusten. »Du bedeutest ihr nichts.«

Isbeth wurde unnatürlich still. Sekunden vergingen, bevor sie weitersprach. »Ich war ihr eine Mutter. Sie mag sich nicht mehr daran erinnern, weil sie noch so klein war. So perfekt und liebenswürdig. Ich habe jeden Tag neben ihr geschlafen und bin jeden Tag neben ihr aufgewacht, bis mir klar wurde, dass ich das Risiko nicht länger eingehen konnte.« Der Saum ihres Kleids streifte durch das Blut des Hungernden am Boden, als sie auf mich zutrat. »Und ich war ihr eine Mutter, als ich noch ihre Königin war. Ich habe ihre Wunden versorgt, nachdem sie so schwer verletzt worden war. Ich hätte alles dafür gegeben, es zu verhindern.« Ihre Stimme wurde leiser, und beinahe hätte ich ihr geglaubt. »Ich hätte alles dafür gegeben, ihr diese Schmerzen zu ersparen. Schmerzen, an die sie jedes Mal erinnert wird, wenn sie in den Spiegel sieht.«

»Wenn sie in den Spiegel sieht, sieht sie eine wunderschöne, mutige Frau«, zischte ich.

Sie hob das Kinn. »Und das glaubst du wirklich?«

»Ich weiß es.«

»Als Kind hat sie oft geweint, wenn sie ihr Spiegelbild sah«, erzählte Isbeth, und meine Brust zog sich zusammen. »Sie hat mich angefleht, sie wieder heil zu machen.«

»Sie muss nicht heil gemacht werden«, erwiderte ich zornerfüllt. Ich hasste den Gedanken, dass Poppy sich jemals so gefühlt hatte – selbst als Kind.

Isbeth schwieg einen Moment. »Trotzdem hätte ich alles dafür getan, es zu verhindern.«

»Und du glaubst, du hättest nichts damit zu tun gehabt?«, wollte ich wissen.

»*Ich* habe nicht die sichere Hauptstadt und Burg Wayfair verlassen. *Ich* habe sie nicht entführt.« Sie presste die Lippen aufeinander und streckte das Kinn auf verdammt vertraute Art nach vorne. »Hätte Coralena mich nicht hintergangen, hätte Penellaphe niemals solche Schmerzen erlitten.«

Unglaube und Abscheu machten sich in mir breit. »Du hast sie nach Masadonien geschickt. Zu Herzog Teerman, der ...«

»Nicht.« Sie versteifte sich erneut.

Sie wollte das nicht hören? Pech gehabt. »Teerman hat sie misshandelt und anderen erlaubt, dasselbe zu tun. Es war eine Art Freizeitbeschäftigung.«

Isbeth zuckte zusammen.

Sie zuckte *tatsächlich* zusammen.

Ich bleckte meine Fangzähne. »Und das war allein deine Schuld. Das kannst du niemand anderem in die Schuhe schieben. Du bist verantwortlich für jedes einzelne Mal, das er sie angefasst hat.«

Sie holte Luft und drückte den Rücken durch. »Ich wusste

nichts davon. Hätte ich es getan, hätte ich ihm den Bauch aufgeschlitzt und ihm seine Eingeweide gefüttert, bis er daran erstickt wäre.«

Zumindest daran hegte ich keinen Zweifel.

Ich hatte bereits gesehen, wie sie genau das getan hatte.

Ihre aufeinandergepressten Lippen zitterten, während sie auf mich hinunterstarrte. »Du hast ihn getötet?«

Grausame Befriedigung erfüllte mich. »Ja.«

»Hast du dafür gesorgt, dass es qualvoll war?«

»Was glaubst du?«

»Ja, das hast du.« Sie wandte sich ab und näherte sich der Wand, während die zwei Zofen wiederkehrten und schweigend ihre Plätze neben dem Eingang einnahmen. »Gut.«

Ich stieß ein trockenes Lachen aus. »Und mit dir werde ich dasselbe tun.«

Sie warf mir über die Schulter ein Lächeln zu. »Ich fand deine Widerstandskraft immer schon verblüffend, Casteel. Ich schätze, das hast du von deiner Mutter.«

Bittere Galle stieg in meinen Mund. »Du musst es ja wissen, nicht wahr?«

»Nur damit *du* es weißt«, sagte sie mit einem Schulterzucken und wartete einen Moment, bevor sie weitersprach. »Ich habe deine Mutter anfangs nicht gehasst. Sie hat Malec geliebt, aber er hat mich geliebt. Ich habe sie nicht beneidet. Ich hatte Mitleid mit ihr.«

»Sie würde sicher freuen, das zu hören.«

»Das bezweifle ich«, murmelte sie und richtete eine schief stehende Kerze gerade. Sie ließ die Finger durch die Flamme gleiten, die daraufhin bedrohlich flackerte. »Aber mittlerweile hasse ich sie.«

Was mir scheißegal war.

»Mit jeder Faser meines Wesens.« Schwarzer Rauch stieg aus der Flamme hoch, die sie berührt hatte, glitt über die Wand und hinterließ eine dunkle Spur.

Das war nicht ansatzweise normal. »Was bist du, verdammte?«, fragte ich.

»Ich bin ein Mythos. Eine mahnende Geschichte, die man einst den Kindern in Atlantia erzählte, damit sie nicht stahlen, was ihnen nicht zustand«, sagte sie und blickte dabei immer noch über ihre Schulter.

»Bist du eine *Lamaea*?«

Isbeth lachte. »Wie süß! Ich hätte dich für klüger gehalten.« Sie trat vor eine weitere Kerze und richtete auch diese gerade. »Ich mag den allgemeinen Normen und Vorstellungen nach keine Göttin sein, aber ich bin nicht weniger mächtig. Also könnte ich auch genauso gut eine Göttin sein, nicht wahr?«

Mir kam eine Geschichte in den Sinn, die Kierans Vater uns erzählt hatte, als wir jung waren. Als die Wölfin, die Kieran geliebt hatte, im Sterben lag, betete er zu den Göttern, damit diese sie retteten. Aber natürlich schliefen die Götter bereits. Also wandte Kieran sich an alle, die ihm vielleicht zuhörten, und Jasper warnte ihn, dass womöglich ein Wesen antworten würde, das alles andere als ein Gott war.

Dass ein *falscher Gott* seine Gebete erhören könnte.

»Ein *Demis*«, flüsterte ich heiser, und meine Augen weiteten sich. »Du bist ein Demis. Ein falscher Gott.«

Isbeth lächelte, doch es war der goldene Wiederkehrer, der das Wort ergriff. »Nun, offenbar ist er doch recht klug.«

»Manchmal«, erwiderte Isbeth mit einem Schulterzucken.

Heilige Scheiße. Ich hatte gedacht, die Demis wären genauso ein Mythos wie die *Lamaea*. »Warst du das von Anfang an? Ein schwacher Abklatsch der wahren Götter, darauf versessen, das Leben der Verzweifelten zu zerstören?«

»Das ist eine einigermaßen beleidigende Annahme, aber nein. Ein Demis wird nicht geboren, sondern entsteht, wenn ein Gott einen Sterblichen, der nicht als auserwählt gilt, zum Aufgestiegenen macht.«

Ich hatte keine Ahnung, was sie mit einem »Sterblichen, der nicht als auserwählt gilt« meinte, aber bevor ich fragen konnte, sprach sie weiter: »Was weißt du über Malec?«

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie der goldene Wiederkehrer den Kopf neigte. »Wo ist mein Bruder?«, fragte ich, statt ihr zu antworten.

»Ganz in der Nähe.« Isbeth wandte sich zu mir um und legte die Hände aufeinander. Außer dem atlantianischen Ring trug sie keinen Schmuck.

»Ich will ihn sehen.«

Sie grinste kaum merklich. »Das wäre wohl nicht ratsam.«

»Warum nicht?«

Sie trat näher. »Das musst du dir erst verdienen.«

Lodernde Wut schoss durch meine Adern. »Ich enttäusche dich nur ungern, aber ich mache bei diesem Spiel nicht mehr mit.«

Isbeth zog einen Schmollmund. »Aber ich liebe dieses Spiel. Und Malik hat es auch geliebt. Allerdings war er wesentlich besser darin als du.«

Die Wut brannte noch heller. Ich sprang vom Boden hoch und brüllte den Zorn heraus. Ich kam nicht weit. Die Manschette um meinen Hals riss meinen Kopf zurück, und die Fesseln um meine Hand- und Fußgelenke schlossen sich. Ich prallte gegen die Wand. Die Zofen traten vor.

Isbeth hob die Hand, um ihnen Einhalt zu gebieten. »Fühlst du dich jetzt besser?«

»Warum kommst du nicht näher?«, knurrte ich, und meine Brust hob und senkte sich, als die Manschette um meinen Hals sich langsam wieder löste. »Dann fühle ich mich definitiv besser.«

»Da bin ich mir sicher, aber weißt du, die Pläne, die ich mit dir habe, erfordern, dass meine Kehle ganz bleibt und ich den Kopf weiterhin auf den Schultern trage«, erwiderte sie und strich ihr Kleid über der Brust glatt.

»Pläne können sich ändern.«

Isbeth verzog höhnisch den Mund. »Meine Pläne erfordern auch, dass du am Leben bleibst.« Sie musterte mich. »Du glaubst mir nicht, oder? Aber wenn ich dich töten wollte, hätte ich es längst getan.«

Als sie den goldenen Wiederkehrer mit einem knappen Nicken bedachte, wurden meine Augen schmal. Er verließ die Zelle und kam kurz darauf mit einem Jutesack zurück. Ich wusste nicht, was sich darin befand. Bloß, dass es einmal am Leben gewesen war. Mein Herz raste.

»Es sieht so aus, als hätte meine einst so liebenswürdige und charmante Tochter eine brutale Ader mit einem leichten Hang zur Effekthascherei entwickelt«, erklärte Isbeth, während der Wiederkehrer in die Knie ging und den Sack öffnete. »Penellaphe hat uns eine Nachricht geschickt.«

Als der goldene Wiederkehrer den Sack umdrehte und ein Kopf herausrollte, öffnete ich erstaunt den Mund. Ich erkannte das blonde Haar und das kantige Kinn sofort.

König Jalara.

Verdammte Scheiße.

»Wie du siehst, handelt es sich um eine äußerst interessante Nachricht«, erklärte Isbeth trocken.

Ich starrte ungläubig auf den Kopf des Blutkönigs hinunter. Meine Mundwinkel zuckten. Dann begann ich herzhaft zu lachen. Bei den Göttern, Poppy war so herrlich bösartig, und ich konnte es nicht erwarten, ihr zu zeigen, wie sehr mir das gefiel. »Bei den Göttern, das ist meine Königin.«

Die Augen des Wiederkehrers weiteten sich erstaunt, aber ich lachte weiter, bis sich mein leerer Magen schmerzhaft zusammenzog und Tränen in meinen Augen brannten.

»Wie schön, dass du dich amüsierst«, meinte Isbeth kühl.

Ich lehnte den Kopf zurück an die Mauer. Meine Schultern bebten. »Ehrlich gesagt ist das das Beste, was ich seit langer Zeit gesehen habe.«

»Ich würde ja vorschlagen, dass du mehr unter die Leute solltest, aber ...« Sie deutete auf die Fesseln. »Das war jedenfalls nur ein Teil der Nachricht.«

»Es gibt noch mehr?«

Isbeth nickte. »Es waren einige ausdrückliche Warnungen enthalten.«

»Ja, da bin ich mir sicher«, lachte ich und wünschte, ich hätte es mit eigenen Augen gesehen. Ich zweifelte keine Sekunde daran, dass Poppy König Jalaras Leben höchstpersönlich ein Ende gesetzt hatte.

Die Nasenflügel der Blutkönigin bebten. »Aber eine der Warnungen interessiert mich besonders.« Sie ging in einer so flüssigen Bewegung in die Knie, dass sie mich an die Schlangen erinnerte, die in den Ausläufern der Berge des Nyktos lebten. Die orange-roten Tiere waren genauso tödlich wie die Schlange vor mir. »Im Gegensatz zu meiner Tochter und dir wurde Malec und mir nie das Privileg zuteil, das Zeichen der Ehe zu tragen – den Beweis, dass der andere noch am Leben ist. Und du weißt, dass nicht einmal das Band zwischen Herzverwandten ausreicht, um den Tod des anderen zu spüren. Ich habe Hunderte von Jahren in dem Glauben verbracht, Malec wäre tot.«

Das Lachen war mir endgültig vergangen.

»Aber offenbar habe ich mich geirrt. Penellaphe behauptet nicht nur, dass Malec am Leben ist, sie weiß offenbar auch, wo er sich befindet.« Der Wiederkehrer neigte wieder den Kopf und musterte Isbeth. Sie schien davon nichts mitzubekommen. »Sie sagte, sie würde ihn töten, und sobald Penellaphe sich ihrer Macht vollends bewusst ist, schafft sie das auch.« Ihre dunklen Augen fixierten mich. »Stimmt das? Lebt er noch?«

Verdammt, Poppy war tatsächlich nicht zum Scherzen aufgelegt.

»Ja«, antwortete ich leise. »Er lebt. Vorerst.«

Ihr schlanker Körper bebte. »Wo ist er, Casteel?«

»Komm schon, *Isbitch*«, flüsterte ich und lehnte mich so weit es ging nach vorne. »Du weißt, dass du mich nicht dazu bringen wirst, dir das zu verraten. Nicht einmal, wenn du meinen Bruder anschleppst und ihm vor meinen Augen die Haut abziehst.«

Isbeth musterte mich einen Moment lang schweigend.
»Du meinst es ernst.«

Ich lächelte breit. Natürlich meinte ich es ernst. Isbeth hatte gedacht, sie könnte Poppy durch mich kontrollieren, aber meine unglaubliche, bösartige Frau hatte sie schachtmatt gesetzt, und ich würde das verdammt noch mal auf keinen Fall riskieren. Nicht einmal für Malik.

»Ich erinnere mich an eine Zeit, als du alles für deine Familie getan hättest«, meinte Isbeth.

»Das war damals.«

»Jetzt würdest du alles für Penellaphe tun, nicht wahr?«

»Alles«, versprach ich.

»Wegen der Möglichkeiten, die sie dir eröffnet hat?«, vermutete Isbeth. »Geht es dir darum? Immerhin hast du durch die Ehe mit meiner Tochter den Anspruch deines Bruders und deiner Eltern auf den Thron zunichtegemacht. Dank ihrer Abstammung ist Penellaphe die Königin. Was dich zu *dem* König macht.«

Ich schüttelte den Kopf. Es überraschte mich nicht, dass sie meinte, meine Gefühle hätten etwas mit Macht zu tun.

»Wie lange hast du ihre Verführung geplant?«, fuhr sie fort. »Vielleicht hattest du gar nie vor, sie zu benutzen, um Malik zu befreien. Vielleicht liebst du sie nicht einmal.«

Ich hielt ihrem Blick stand. »Ganz egal, ob sie über alles Land und Wasser regiert oder nichts als einen Haufen Knochen und Asche ihr Reich nennt, sie wird immer *meine* Königin sein. Liebe ist ein zu schwaches Wort für das, was ich für sie empfinde. Sie ist mein Ein und Alles.«

Isbeth schwieg lange. »Meine Tochter hat es verdient, jemanden zu haben, der genauso heftige Gefühle für sie hegt wie sie für ihn.« Ich sah ein silbernes Funkeln in Isbeths Augen, allerdings nicht so strahlend wie in Poppys. Ihr Blick glitt zu der Manschette um meinen Hals. »Ich wollte das alles nicht. Diesen Krieg mit meiner Tochter.«

»Wirklich?« Ich lachte trocken. »Was hast du denn erwartet? Dass sie deinen Plänen zustimmt?«

»Und deinen Bruder heiratet?« Das Funkeln in ihren Augen wurde stärker. »Bei den Göttern, allein der Gedanke bringt dich um den Verstand, nicht wahr? Hätte ich dich beim letzten Mal getötet, hätte er sie zur Aufgestiegenen gemacht.«

Es verlangte mir alles ab, nicht auf die Provokation zu reagieren – und nicht zu versuchen, ihr das Herz aus der Brust zu reißen. »Du hättest trotzdem nicht das, was du willst. Poppy hätte die Wahrheit über dich und die Aufgestiegenen herausgefunden. Sie war schon nahe dran. Schon bevor ich in ihr Leben trat. Sie hätte nie zugelassen, dass du Atlantia eroberst.«

Isbeth lächelte schmallippig. »Du denkst, ich will bloß Atlantia? Du denkst, das wäre alles, wofür meine Tochter bestimmt ist? Ihre Bestimmung ist sehr viel größer. Genau wie es Maliks gewesen wäre. Und jetzt deine ist. Wir alle sind Teil eines größeren Plans. Wir werden zusammen dazu beitragen, dass die Welt das wird, was sie immer schon sein sollte. Es hat bereits begonnen.«

Ich erstarrte. »Wovon redest du, verdammt?«

»Das wirst du früh genug erfahren.« Sie erhob sich. »Wenn meine Tochter dich wirklich liebt, wird das, was jetzt kommt, mir auf eine Art Schmerzen bereiten, wie du es mir niemals glauben würdest.« Sie wandte sich an den goldenen Wiederkehrer. »Callum?«

Er trat um Jalaras Kopf herum und achtete sorgfältig darauf, ihn nicht zu berühren.

Mein Blick huschte zu ihm. »Ich kenne dich nicht, aber ich werde auch dich töten. Egal wie. Ich dachte, das solltest du wissen.«

Er hielt inne und neigte den Kopf. »Wenn du wüsstest, wie oft ich das schon gehört habe«, sagte er und zog mit einem leisen Lächeln den schmalen Schattensteindolch aus dem Gurt um die Brust. »Aber du bist der Erste, der es vielleicht wirklich schaffen könnte.«

Der Wiederkehrer stürzte auf mich zu, und meine Welt versank in brennendem Schmerz.



Poppy

ICH BETRACHTETE DEN SILBRIG weißen Wolf, der vor mir durch das Labyrinth aus Kiefern schlich, das sich vor der Stadtmauer von Massene ausbreitete.

Arden hielt sich in dem dichten Unterholz, das den Waldboden bedeckte, und bewegte sich beinahe lautlos am Rand des bewaldeten Sumpfbereiches entlang, das an die Städte Massene und Eichenhain grenzte und bis an die Küste von Solis reichte.

Nach Verwesung stinkende Insekten bevölkerten den Wald und stürzten sich mit dem Wahn der Hungernden auf jedes noch so kleine Stück nackte Haut. Wenn man genau genug hinsah, entdeckte man Kreaturen, die über den moosigen Untergrund glitten, und in den Bäumen hingen primitive, aus Stöcken und Knochen gebundene Schlingen, die an das königliche Wappen der Blutkrone erinnerten, bloß dass sie von einer diagonalen Linie durchstoßen wurden.

Hier, am Rande von Massene, begann das Territorium des Clans der Toten Knochen.

Wir hatten bis jetzt noch nichts von der mysteriösen Gruppe gesehen, die früher in dem Gebiet des heutigen Blutwaldes gelebt hatte und sich von dem Fleisch sämtlicher Lebewesen dieser Welt ernährte – einschließlich Sterblicher und Wölfischer –, aber das hieß nicht, dass sie nicht da waren. Seit wir den Kiefernwald betreten hatten,

hatte ich das Gefühl, als verfolgten Hunderte Augen jeden unserer Schritte.

Es gab also genügend Gründe, warum ich diesen Wald nicht leiden konnte. Auch wenn ich nicht wusste, ob die Kannibalen oder die Schlangen den letzten Ausschlag gaben.

Aber wenn wir Eichenhain – die größte Hafenstadt im Osten – einnehmen wollten, mussten wir zuerst Massene besetzen. Und zwar ausschließlich mithilfe der Wölfe und einer kleinen Truppe Soldaten – der Vorhut der Streitkräfte, die von *seinem* Vater, dem ehemaligen König von Atlantia, Valyn Da'Neer, angeführt wurden. Bis auf einen Draken waren alle mit Valyns Männern unterwegs, aber ich hatte sie ohnehin nicht geweckt und zu uns gerufen, um Städte und ihre Bewohner niederzubrennen.

General Aylard, der die Truppe anführte, war erbost gewesen, als er davon erfahren hatte und wir ihm unsere Pläne für Massene dargelegt hatten. Aber ich war die Königin, und zwei Dinge waren jetzt wichtiger als alles andere:

Wir würden unseren König befreien.

Und wir würden den Krieg nicht auf dieselbe Art führen wie in der Vergangenheit.

Wir würden nicht wahllos töten und Städte in Massengräber verwandeln. Das wollte er nicht. Und ich wollte es ebenso wenig.

Massene war größer als Neuanfurt und Weißenbruck, aber kleiner als Eichenhain und nicht so gut bewacht. Was nicht bedeutete, dass sie wehrlos waren.

Wir konnten nicht länger auf Valyn und die anderen Generäle mit ihren Männern warten. Die Aufgestiegenen hinter der Mauer hatten damit begonnen, Sterbliche in den Wald zu treiben, sich an ihnen zu nähren und sie zurückzulassen, damit sie sich in Hungernde verwandelten. Die Angriffe der Hungernden wurden immer häufiger, und jede Gruppe war größer als die vorangegangene. Schlimmer war

nur, dass die Stadt – laut unseren Kundschaftern – tagsüber beinahe ausgestorben wirkte, während in der Nacht Schreie durch die Straßen hallten.

Am Vortag hatten sie schließlich drei Wölfe getötet, die an der Grenze zu Pompaji patrouilliert hatten, und uns lediglich ihre gepfälten Köpfe hinterlassen. Ich kannte ihre Namen – und würde sie nie vergessen.

Roald. Krieg. Kiley.

Ich konnte nicht mehr warten.

Dreiundzwanzig Tage waren vergangen, seit er sich dem Ungeheuer ausgeliefert hatte, in dessen Händen er sich fühlte wie ein *Ding*. Seit ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Seit ich gesehen hatte, wie seine goldenen Augen zu leuchten begannen und sich zuerst das Grübchen in seiner rechten und anschließend in seiner linken Wange zeigte. Seit ich seine Haut auf meiner gespürt und seine Stimme gehört hatte.

Dreiundzwanzig Tage.

Die Rüstungsplatten drückten sich an meine Brust und die Schultern, als ich mich in Settis Sattel nach vorne beugte. Ich hielt die Zügel des Streitrosses fest umklammert, wie er es mir gezeigt hatte. Dann öffnete ich meine Sinne und verband mich mit Arden.

Ich schmeckte Kummer. Und Wut.

»Was ist los?«, fragte der Atlantianer Naill, der links neben mir ritt.

»Ich bin mir nicht sicher.« Ich warf einen Blick nach rechts. Schatten zogen über das hellbraune Gesicht von Kieran Contou, dem königlichen Berater. »Aber er ist beunruhigt.«

Arden hielt inne, als wir näher kamen, und richtete seine leuchtend blauen Augen auf mich. Er winselte leise, und das Geräusch brach mir beinahe das Herz, doch ich entschied, mich nicht über das urtümliche *Notam* mit ihm zu unterhal-

ten. Der Wolf fühlte sich mit dieser Art der Kommunikation noch nicht wohl. »Was ist passiert?«

Er deutete mit seinem großen, silbrig weißen Kopf in Richtung Mauer, dann wandte er sich ab und setzte seinen rastlosen Patrouillengang fort.

Kieran hob die geballte Faust, und die Nachkommenden hielten an, während er und Naill durch die dichten Kiefern voranritten. Ich wartete ebenfalls und griff nach dem Beutel, den ich an der Hüfte trug. Das kleine Holzpferd, das Malik *ihm* zu seinem sechsten Geburtstag geschenkt hatte, drückte gegen das goldene Band der Ehe auf meiner Handfläche.

Malik.

Der ursprüngliche Erbe der Krone Atlantias. Er wurde gefangen genommen, während er seinen Bruder befreien wollte. Und beide waren von der Wölfischen verraten worden, die *er* einst geliebt hatte.

Die Traurigkeit, wenn ich daran dachte, was Shea getan hatte, wurde nun von Kummer und Zorn darüber überschattet, dass Malik nicht besser war als sie. Ich versuchte, die Wut nicht aufkeimen zu lassen. Malik befand sich seit einem Jahrhundert in Gefangenschaft. Nur die Götter wussten, was sie ihm angetan hatten und was er tun musste, um zu überleben. Es war zwar keine Entschuldigung für seinen Verrat und machte ihn nicht weniger schmerzhaft, aber er war genauso ein Opfer.

Ich bitte dich, ihm einen möglichst schnellen und schmerzlosen Tod zu bereiten.

Die Bitte, die Valyn Da'Neer an mich gerichtet hatte, bevor ich Atlantia verlassen hatte, lastete schwer auf mir. Aber ich würde diese Last tragen. Kein Vater sollte gezwungen sein, seinen eigenen Sohn zu töten. Ich hoffte, dass es nie dazu kommen würde, aber realistisch betrachtet würde es das wohl.

Kieran hielt inne, und seine Gefühle glichen einer plötzlichen Welle, die mich mit voller Kraft überrollte. Ich spürte Entsetzen.

Mein Magen zog sich zusammen. »Was ist da vorne?«, fragte ich und sah, dass Arden erneut angehalten hatte.

»Bei den Göttern!«, stammelte Naill und zuckte zurück. Seine tiefbraune Haut wirkte mit einem Mal grau. Sein Entsetzen war so überwältigend, dass es wie spitze Klauen durch meine Rüstung drang.

Die beiden antworteten nicht, und meine Angst wuchs und nahm mich in Besitz. Ich trieb Setti an und ritt zu der Stelle, an der Kieran und Naill angehalten hatten. Durch die Kiefern hindurch fiel mein Blick auf das Stadttor.

Zu Beginn verstand ich nicht, was ich da sah. Kreuzähnliche Gebilde hingen von oben herab.

Es waren Dutzende.

Mein Atem stockte, und der Äther sumgte in meiner Brust, die sich immer weiter zusammenzog. Bittere Galle stieg meine Kehle hoch. Ich fuhr zurück, doch ehe ich das Gleichgewicht verlieren und aus dem Sattel stürzen konnte, streckte Naill den Arm aus und packte meine Schulter.

Die Gebilde waren Leichen.

Nackte Männer und Frauen, die an den Handgelenken und Füßen an das eiserne Tor und den Kalkstein darüber genagelt worden waren. Ihre Körper zur Schau gestellt, während ihre Gesichter ...

In meinem Kopf drehte sich alles. Ihre Gesichter waren von denselben Schleiern bedeckt, die ich so lange tragen musste. Die zarten Goldkettchen glänzten matt im Mondlicht.

Peitschende Wut vertrieb die Fassungslosigkeit, und Settis Zügel rutschten mir aus den Fingern. Der Äther – die primäre Essenz der Götter, die alle Blutlinien gemein hatten – pulsierte in meiner Brust. Die Macht in mir war stärker, weil

sie von Nyktos, dem König der Götter, stammte. Sie verband sich mit der lodernden Wut, während ich die Leichen anstarrte und dabei viel zu flach und viel zu schnell atmete. Ein metallischer Geschmack breitete sich in meinem Mund aus, und mein Blick wanderte von dem Schrecken am Eingangstor zu den Spitzen der weiter entfernten gewundenen Türme, die elfenbeinfarben in den heller werdenden Himmel ragten.

Die Kiefern über mir begannen zu beben, und ihre Nadeln regneten auf uns herab. Die Wut und das Entsetzen darüber, was ich vor mir sah, wurden größer und größer, bis der Rand meines Blickfeldes silbern zu leuchten begann.

Mein Blick glitt über die Männer, die auf der Mauer ihren Dienst versahen, während ihre sterblichen Mitbürger unter ihnen so grausam zur Schau gestellt wurden. Ein schattenhafter, rauchiger und ein wenig süßer Geschmack füllte meinen Mund und schnürte mir die Kehle zu. Er kam von einem Ort tief in meinem Inneren, wo sich in den letzten dreiundzwanzig Tagen eine schmerzende, eiskalte Leere ausgebreitet hatte.

Es schmeckte nach Vergeltung.

Nach Zorn.

Nach Tod.

Ich schmeckte den Tod, während ich die Wächter auf der Mauer beobachtete, wie sie nur wenige Meter von den Leichen entfernt innehielten, sich unterhielten und lachten. Meine Augen wurden schmal, und der Äther pulsierte in meiner Brust, während der Wille immer stärker wurde. Ein eisig kalter Windstoß hob die Schleier der Toten, strich über die Mauer und trieb die Wächter an den hinteren Rand.

Ihr Lachen verstummte, und auch wenn ich es nicht sah, wusste ich, dass ihnen auch das Grinsen vergangen war.

»Poppy.« Kieran lehnte sich in seinem Sattel nach vorne, schob eine Hand unter meinen dicken Zopf und legte sie

mir in den Nacken. »Beruhige dich. Du musst deine innere Ruhe finden. Wenn du einen Angriff startest, bevor wir wissen, wie viele Leute sich auf der Mauer befinden, ver-rätst du ihnen bloß unseren Standpunkt. Wir müssen ab-warten.«

Ich war mir nicht sicher, wie ich zur Ruhe finden sollte, aber Kieran hatte recht. Wenn wir Massene mit möglichst geringen Verlusten unter den Unschuldigen einnehmen wollten, die innerhalb dieser Mauern lebten und mit Vorliebe in Hungernde verwandelt oder an das Stadttor genagelt wurden, musste ich meine Gefühle und meine Macht unter Kontrolle halten.

Ich konnte das.

Wenn ich wollte.

In den letzten Wochen hatte ich mich lange mit dem ur-tümlichen *Notam* in mir beschäftigt und mit den Wölfen gearbeitet, um herauszufinden, über welche Strecken wir miteinander kommunizieren konnten. Abgesehen von Kie-ran erzielte ich die besten Ergebnisse mit Delano, den ich dank des *Notams* auch im tiefsten Ödland aufspüren konnte. Außerdem hatte ich gelernt, den Äther zu zügeln und ihn für meine Zwecke nutzbar zu machen, indem ich mir etwas vorstellte, es zu meinem Willen machte und von der Energie in mir umsetzen ließ.

Um zu *kämpfen wie eine Göttin*.

Ich ballte die Hände zu Fäusten und zwang den Äther zurück. Es kostete mich sämtliche Kraft, ihn nicht aus mir herausbrechen zu lassen und unseren Feinden den verspro-chenen Tod zu bringen.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Kieran.

»Nein.« Ich schluckte. »Aber ich habe es unter Kontrolle.« Ich wandte mich an Naill. »Wie sieht es bei dir aus?«

Der Atlantianer schüttelte den Kopf. »Ich begreife nicht, wie jemand zu so etwas fähig sein kann.«

»Ich auch nicht.« Kieran sah an mir vorbei zu Naill, während Arden vom Waldrand zurückwich. »Und ich glaube, das ist gut so.«

Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf die Zinnen der Mauer. Ich durfte die Leichen nicht zu lange ansehen. Ich durfte mir nicht erlauben, über sie nachzudenken. Genauso wie ich nicht daran denken durfte, was er gerade mitmachte – was *ihm* angetan wurde.

Ich spürte eine federleichte Berührung, als das primare *Notam* die Verbindung zu Delano aufbaute. Der Wolf kundschaftete die Mauer aus, damit wir abschätzen konnten, wie viele Wächter uns erwarteten. *Meyaah Liessa?*

Ich schluckte ein Seufzen hinunter. Die altatlantianischen Worte bedeuteten *meine Königin*. Die Wölfe wussten, dass sie mich nicht so ansprechen mussten, aber viele taten es trotzdem. Während Delano mir damit seinen Respekt zeigte, verwendete Kieran die Worte oft, um mich auf die Palme zu bringen.

Ich wandte mich an Delano. *Ja?*

Am nördlichen Tor befinden sich zwanzig Wächter. Er hielt kurz inne. *Und...*

Ich spürte seinen Kummer und schloss einen Moment lang die Augen. *Ans Tor genägelte Sterbliche.*

Ja.

Der Äther pulsierte. *Wie viele?*

Zwei Dutzend, antwortete er, und der Druck in meinem Inneren wuchs. *Emil geht davon aus, dass wir die Wächter problemlos überwältigen können,* fuhr Delano fort. Emil war ein Elementarer, dem es oftmals an Respekt mangelte.

Ich öffnete die Augen. Massene hatte bloß zwei Tore. Eines im Norden und dieses hier, das in Richtung Osten zeigte. »Laut Delano befinden sich etwa zwanzig Wächter am nördlichen Tor«, erklärte ich den anderen. »Emil glaubt, er kann sie alle auf einmal erledigen.«

»Das kann er«, bestätigte Kieran. »Er kann genauso gut mit der Armbrust umgehen wie du.«

Unsere Blicke trafen sich. »Dann legen wir los.«

Kieran nickte, und wir stülpten die Kapuzen unserer Mäntel über. Die Rüstungen, die Naill und ich trugen, waren nicht mehr zu sehen.

»Mir wäre wohler, wenn du auch eine Rüstung anhättest«, meinte ich zu Kieran.

»Eine Rüstung würde mich nur behindern, wenn ich mich verwandeln muss«, erwiderte er. »Und keine Rüstung ist zu hundert Prozent sicher. Es gibt immer Schwachstellen – und die Männer auf der Mauer kennen sie nur zu gut.«

»Danke, dass du mich daran erinnerst«, murmelte Naill, während wir uns leise dem Waldrand näherten.

Kieran grinste. »Dafür bin ich ja da.«

Ich schüttelte den Kopf und öffnete die Verbindung zu Delano, wobei ich mir keinen Gedanken an die Leben erlaubte, denen mein Befehl bald ein Ende setzen würde. *Schaltet sie aus.*

Delanos Antwort folgte unmittelbar. *Sehr gern, meyaah Liessa. Wir stoßen dann am Osttor zu euch.*

»Macht euch bereit«, erklärte ich mit lauter Stimme und richtete meine Aufmerksamkeit auf die Wächter vor uns. Ich hob den Blick zum mondbeschiedenen oberen Rand der Mauer. Die drei Dutzend Wächter hatten vermutlich kaum eine Wahl gehabt, was ihren Beruf anging. Es gab wenig Möglichkeiten für die Bewohner von Solis, vor allem, wenn man nicht zu einer Familie gehörte, die den Aufgestiegenen nahestand und dadurch Macht und Ansehen erhielt. Und so weit von der Hauptstadt entfernt erst recht nicht. Wie die meisten im Osten gelegenen Städte – mit Ausnahme von Eichenhain – war Massene eine wohlhabende Stadt, in der vor allem Bauern lebten, die mit ihrer Ernte den Großteil von Solis versorgten.

Auch dieses Mal bemühte ich mich, nicht an die Leben zu denken, die durch meinen Willen ein Ende finden würden.

Das durfte ich nicht.

Vikter hatte mir vor langer Zeit beigebracht, dass man sich um das Leben des Gegners keine Gedanken machen durfte, wenn dieser einem gerade ein Messer an die Kehle hielt.

Im Moment hielt mir zwar niemand ein Messer an die Kehle, aber innerhalb dieser Mauer gab es Dinge, die den Kehlen der Sterblichen sehr viel gefährlicher werden konnten als jede Waffe.

»Ich übernehme die Wächter weiter unten«, erklärte Kieran.

»Und ich die auf der linken Seite«, bestätigte Naill.

Womit zehn bis zwölf Wächter über dem Tor übrig blieben. Der Äther in mir pulsierte und ergoss sich heiß und kalt zugleich in mein Blut. Er füllte die Leere in meinem Inneren, während ich meine ganze Aufmerksamkeit auf die Männer über dem Tor richtete.

Über den armen, verschleierten Sterblichen. Als ich ein genaues Bild davon hatte, was ich erreichen wollte, brach mein Wille aus mir heraus. Pfeile schossen durch die Luft, und im selben Moment brachen die Genicke der restlichen Wächter. Es blieb ihnen keine Zeit, um zu schreien oder die anderen zu warnen. Kieran und Naill luden nach und erledigten auch den Rest, bevor die Wächter mit den gebrochenen Genicken überhaupt erst von der Mauer ins Nichts fielen. Ich zuckte zusammen, als ihre Körper auf dem Boden aufschlugen.

Wir ritten über den freien Platz vor der Mauer und ein weiterer verhüllter Reiter gesellte sich zu uns. Emil. Ein schneeweißer Wolf folgte ihm und hielt sich dicht an der Mauer, während ich eilig vom Pferd sprang.

»Diese verdammten Schweine«, knurrte Emil und legte

den Kopf in den Nacken, um am Tor nach oben zu sehen.
»Diese absolute Respektlosigkeit gegenüber dem Leben.«

»Ich weiß.« Kieran folgte mir, als ich vor die Kette trat, die das Tor sicherte.

Ich spürte Emils Wut, als ich nach dem kühlen Metall griff. Arden trat ruhelos von einer Pfote auf die andere, während Emil ebenfalls abstieg und zu mir trat. Naill zog die Kette in meine Richtung, und ich spürte Delanos Fell an meinem Bein. Ich schloss die Augen. Ich hatte herausgefunden, dass ich den Äther genauso einsetzen konnte wie die Draken ihr Feuer. Er konnte zwar keinen Wiederkehrer töten – er hatte im Grunde überhaupt keine Auswirkungen auf sie –, aber er konnte Eisen schmelzen. Nicht in großen Mengen, aber es reichte.

»Wir müssen uns beeilen«, flüsterte Kieran. »Es wird bald hell.«

Ich nickte, und ein silbernes Licht legte sich um meine Hände und die Kette, während Emil Ausschau nach weiteren Wächtern hielt. Ich runzelte die Stirn, als das Licht zu pulsieren begann und das Metall sich dunkel färbte. Es sah beinahe so aus, als würde sich ein Schatten darüber ausbreiten, doch als ich blinzelte, war er verschwunden. Vielleicht war er auch nie da gewesen. Es war relativ dunkel, und obwohl ich eine Göttin war, waren mein Augenlicht und mein Hörvermögen noch immer auf nervtötende Art sterblich.

Die Kette fiel auseinander.

»Raffiniert«, bemerkte Naill.

Ich schenkte ihm ein schnelles Lächeln, dann öffneten Emil und er schnell und leise das Tor.

Sobald es vollständig geöffnet war, erwachte der Kiefernwald hinter uns zum Leben. Äste knackten und mehrere Dutzend Wölfe brachen in einer einzigen geschmeidigen Welle zwischen den Bäumen hervor, angeführt von Kierans Schwester Vonetta.

Ihr Fell ähnelte Kierans, aber sie war als Wolf nicht annähernd so groß wie er. Wobei sie ihm in ihrer Wildheit in nichts nachstand. Unsere Blicke trafen sich, und ich stellte eine Verbindung her. *Pass auf dich auf.*

Aber klar doch, kam die Antwort, während jemand das Tor hinter uns schloss.

Ich richtete den Blick auf die ruhig vor uns liegenden einstöckigen Steinbaracken, die mehrere Meter von der Mauer entfernt begannen. Dahinter erstreckten sich zahlreiche Felder, bis sich schließlich das von mehreren kleinen, gedrunghenen Gebäuden umgebene Gut Cauldra vor dem bereits blau werdenden Himmel erhob.

Ich entschied mich gegen meinen Dolch mit dem Wolfsknochengriff und für das Kurzschwert, das mit dem Griff nach unten an meinem Rücken befestigt war. Ich zog es heraus, während wir in der Dunkelheit unter den Kiefern entlanghuschten, die die breite Kopfsteinpflasterstraße säumten. Wir hielten vor den Baracken, und die Wölfe duckten sich.

Ich drückte mich gegen die kratzige Rinde einer Kiefer und blickte durch die Fenster einer mit Gaslampen erhellten Baracke. Mehrere Leute bewegten sich im Inneren. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie bemerkten, dass die Wächter auf der Mauer verschwunden waren.

Kieran trat neben mich und stützte sich ebenfalls am Baum ab. »Wir haben noch etwa zwanzig Minuten bis zur Morgendämmerung«, sagte er. »Die Aufgestiegenen sollten sich bereits zur Ruhe begeben.«

Ich nickte. In Massene gab es keine Tempel und keine Straßen wie die strahlende Gasse in Masadonien, wo die reichen Sterblichen Seite an Seite mit den Aufgestiegenen lebten. In Massene wohnten sämtliche Aufgestiegenen im Gutshaus.

»Denkt daran«, sagte ich und lockerte den Griff um das

Schwert ein wenig. »Wir tun keinem Sterblichen etwas zu-
leide, der seine Waffe senkt. Und keinem Aufgestiegenen,
der sich ergibt.«

Die anderen stießen zustimmendes Gemurmel und leises
Knurren aus. Kieran wandte sich an Naill und nickte.

Der Atlantianer schob sich an uns vorbei und bewegte
sich so schnell, dass er einen Augenblick später an der Wand
der Baracke stand. Er ließ sein Schwert über die Mauer
gleiten, woraufhin ein grauenhaftes Knirschen ertönte.

»Nun«, meinte Emil gedehnt. »So kann man es auch
machen.«

Die Tür flog auf, und ein Wächter trat mit gezogenem
Schwert heraus. Er blickte sich um, doch Naill war bereits
zwischen den Bäumen verschwunden.

»Wer ist da?«, fragte der Wächter, und weitere Männer
drängten aus der Baracke. Blinzeln sah der Mann in die
Dunkelheit.

Ich löste mich von meiner Kiefer.

»Musst du immer die Erste sein?«, fragte Kieran leise.

»Ja.«

»Die richtige Antwort wäre Nein.«

»Nein, ist sie nicht.« Ich schob mich an ihm vorbei.

Kieran seufzte, versuchte aber nicht, mich aufzuhalten.
»Irgendwann wird dir klar werden, dass du eine Königin
bist«, zischte er.

»Das bezweifle ich«, bemerkte Emil.

Ich trat zwischen den Bäumen hervor und öffnete meine
Sinne. Die Männer wandten sich zu mir um. Sie hatten
noch nicht bemerkt, dass ihre Kameraden auf der Mauer
verschwunden waren.

»Wer ich bin, tut nichts zur Sache«, erklärte ich und spür-
te ihre Überraschung, als ihnen klar wurde, dass ihnen eine
Frau gegenüberstand. »Wichtig ist nur, dass wir eure Vertei-
digung durchbrochen und die Stadt umstellt haben. Wir

sind nicht hier, um euch auszurauben. Wir wollen die Blutkrone stürzen. Legt eure Waffen nieder, und euch wird nichts geschehen.«

»Und wenn wir uns weigern, unsere Schwerter vor einem atlantianischen Miststück niederzulegen?«, fragte ein Mann, und ich spürte die Unsicherheit und Angst einiger seiner Kameraden. »Was dann?«

Ich hob die Augenbrauen. Diese Wächter wussten, dass ein kleiner Teil der atlantianischen Armee am Rande von Pompaji stationiert war. Sie wussten allerdings nicht, dass wir die Draken auf unserer Seite hatten. Genauso wenig, wie sie wussten, dass die Königin von Atlantia anwesend war – und dass sie gerade mit dem *Miststück* redeten.

Die Worte brannten in meiner Kehle, aber ich sagte sie trotzdem. »Dann werdet ihr sterben.«

»Wirklich?« Der Mann lachte, und ich unterdrückte die aufsteigende Enttäuschung und rief mir in Erinnerung, dass viele Sterbliche keine Ahnung hatten, wem sie dienten. Und wer der wahre Feind war. »Sollen ich und meine Männer wirklich vor einer erbärmlichen Armee Angst haben, die übergroße Hunde und Miststücke ausschickt, um ihre Kämpfe auszufechten?« Er warf einen Blick über die Schulter. »Sieht aus, als hätten wir bald einen weiteren Kopf für unsere Pfähle.« Er sah mich an. »Aber zuerst werden wir Gebrauch von deinem hübschen Mund machen – und von dem, was sich unter deinem Mantel verbirgt, nicht wahr, Jungs?«

Es ertönte vereinzelt höhnisches Gelächter, aber ich spürte, dass auch die Angst wuchs.

Ich neigte den Kopf. »Das ist eure letzte Chance. Legt eure Schwerter nieder und ergebt euch.«

Der dämliche Sterbliche stolzierte auf mich zu. »Wie wäre es, wenn du dich stattdessen auf den Rücken legst und die Beine breit machst?«

Ich spürte die brennende Wut in meinem Rücken, während ich ihm in die Augen sah. »Nein, danke.«

»Das war keine Frage...« Er machte einen weiteren Schritt – doch weiter kam er nicht.

Vonetta sprang aus der Dunkelheit und landete auf der Brust des Wächters. Sein Schrei endete abrupt, als sie ihm mit einem gewaltigen Prankenhieb die Kehle herausriss.

Ein weiterer Wächter stürzte auf uns zu und hob das Schwert. Vonetta zerrte den großmäuligen Mann davon, und ich schoss vor, packte den Arm des zweiten Angreifers und stieß ihm das Schwert in den Bauch. Die blauen Augen in dem viel zu jungen Gesicht weiteten sich, als ich das Schwert wieder herauszog.

»Tut mir leid«, murmelte ich und stieß ihn von mir.

Weitere Wächter liefen auf Vonetta und mich zu, bloß um einen Moment später zu erkennen, dass wir nicht diejenigen waren, um die sie sich sorgen sollten.

Die Wölfe hatten sie innerhalb von Sekunden umzingelt. Knochen brachen und gellende, abrupt endende Schreie hallten durch meinen Kopf.

Kieran schlitzte einem Wächter mit dem Schwert die Kehle auf. »Wann hören die Sterblichen endlich auf, uns als übergroße Hunde zu bezeichnen?«, fragte er und stieß den Toten von sich. »Können sie einen Wolf wirklich nicht von einem Hund unterscheiden?«

»Ich würde sagen Nein.« Emil trat an dem Wächter vorbei, der Vonetta angegriffen hatte, und spuckte aus. Dann sah er mich an. »Was? Er wollte Netta von hinten niederstechen. So etwas kann ich nicht leiden.«

Nachdem mir nichts einfiel, was ich darauf hätte erwidern können, wandte ich mich an die Wächter in den hinteren Reihen, deren Unsicherheit ich vorhin gespürt hatte. Sie waren zu fünf. Ihre Schwerter lagen vor ihnen auf dem Boden, und ihre Angst legte sich wie eine klebrige Hülle

über meine Haut, als Delano mit blutverschmierten, gefletschten Zähnen auf sie zuschlich. Uringerruch breitete sich aus.

»W-Wir ergeben uns«, stammelte einer zitternd.

»Delano«, meinte ich leise, und der Wolf hielt inne, behielt die Männer aber weiterhin knurrend im Blick. »Wie viele Aufgestiegene leben hier?«

»Z-Zehn«, antwortete der Mann, und seine Haut war so weiß wie das langsam verblassende Mondlicht.

»Und sie kehren im Morgengrauen auf Gut Cauldra zurück?«, fragte Kieran, der neben mich getreten war.

»Sie sollten schon da sein«, antwortete ein anderer Wächter. »Sie stehen unter Bewachung, seit der Herzog von eurem Lager erfahren hat.«

Ich warf einen Blick auf Naill, der Setti und die anderen Pferde an den Zügeln führte. »Waren sie alle an dem Masaker beteiligt, dessen Spuren am Tor zu sehen sind?«

Der dritte Mann – er war älter als die meisten Wächter der Mauer und sicher schon im dritten oder vierten Jahrzehnt seines Lebens – antwortete: »Niemand hat sich geweigert, als Herzog Silvan den Befehl erteilte.«

»Wer waren die Toten?«, fragte Kieran, während sich Enttäuschung in mir breitmachte und sich schwer auf mein Herz legte. Ich wollte – und musste – glauben, dass es auch andere Aufgestiegene gab, die so waren wie mein Bruder Ian, der letzten Endes doch nicht mit mir verwandt war. Es *musste* sie geben.

»Sie wurden zufällig ausgewählt«, antwortete der erste Wächter, der sich ergeben hatte. Er sah aus, als müsste er sich gleich übergeben. »Sie haben sich irgendwelche Leute geschnappt. Junge. Alte. Egal. Sie haben keine Schwierigkeiten gemacht. Hier macht nie jemand Schwierigkeiten.«

»Bei den anderen, die sie in den Wald geführt haben, war es dasselbe«, sagte der zweite junge Wächter.

Kieran sah ihn mit zusammengebissenen Zähnen an. »Ihr wisst, was mit ihnen geschehen ist?«

»Ja, ich weiß es«, antwortete der älteste Wächter. »Sie haben sie hinausgebracht, sich an ihnen genährt und sie zurückgelassen, damit sie sich in Hungernde verwandeln. Niemand hat mir geglaubt, als ich den anderen davon erzählt habe.« Er deutete mit dem Kopf auf seine Kameraden. »Sie nannten mich verrückt. Aber ich weiß, was ich gesehen habe.« Sein Blick wanderte zum Tor. »Ich dachte bloß, ich hätte wirklich den Verstand verloren.«

Er hatte nicht geahnt, wozu die Aufgestiegenen fähig waren.

»Du hattest recht«, erklärte Kieran. »Falls dir das Wissen darum hilft.«

Ich spürte, dass es keine große Erleichterung für ihn war, dann wandte ich mich an Naill und steckte das Schwert fort. »Sieh zu, dass sie in den Baracken bleiben und ihnen nichts passiert.« Ich deutete auf Arden. »Du bleibst bei Naill.«

Naill nickte und reichte mir Settis Zügel. Ich schwang mich in den Sattel, und die anderen folgten mir.

»Habt Ihr vorhin die Wahrheit gesprochen?«, fragte der ältere Wächter. »Werdet ihr uns wirklich nicht ausrauben?«

»Ja, das habe ich.« Ich umfasste Settis Zügel fester. »Wir sind nicht hier, um zu stehlen. Wir sind hier, um die Blutkrone zu stürzen.«

Ich duckte mich unter dem ausgestreckten Arm eines Wächters hindurch, und mein Mantel bauschte sich um meine Beine, als ich herumfuhr und das Schwert im Rücken des Mannes versenkte. Ich wirbelte weiter und duckte mich erneut, als ein Messer auf mich zuflog. Delano sprang über mich hinweg und ging auf den Wächter los, der es geworfen hatte, während ich mich aufrichtete.

Keiner der Wächter vor Gut Cauldra hatte sich ergeben.

Das erste rosafarbene Licht des Tages stieg über den Horizont, als ich mich erneut grunzend drehte und einen Wächter mit dem Fuß nach hinten trat. Er fiel vor Vonettas Pfoten. Ich bewegte mich mit großen Schritten auf das verschlossene Tor zu und schlug einen weiteren Wächter nieder, dem Emil von hinten die Kehle durchtrennte. Heißes Blut spritzte. Kieran trieb seinen Dolch von unten in das Kinn des letzten Wächters und räumte mir damit den Weg frei.

So viele Tote, deren Leichen im schmucklosen Vorplatz verstreut lagen. Blut sammelte sich vor der elfenbeinfarbenen Eingangstreppe und hinterließ Spritzer auf den Außenwänden des Gebäudes. Ich kanalisierte den Äther und hob die Hand. Silbernes leuchtendes Licht breitete sich meinen Arm entlang aus, und meine Finger sprühten Funken. Der Äther schoss in einem Bogen über den Platz und prallte gegen die Tür. Das Holz splitterte und gab nach, bis nur noch Trümmer übrig waren.

Die Empfangshalle mit den blutroten Bannern, die das Wappen der Blutkrone trugen, war leer.

»Unter der Erde«, sagte Kieran und trat rechts an mir vorbei. Seine Wangen voller Blutspritzer. »Sie sind sicher in den Keller geflüchtet.«

»Und wie kommen wir dorthin?« Ich schloss zu ihm auf und verband mich mit ihm, um sicherzugehen, dass er nicht verletzt war.

»Gut Cauldra scheint ähnlich aufgebaut wie Neuanfurt.« Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und wischte das Blut ab. »Dort gibt es unterirdische Schlafkammern. In der Nähe der Zellen.«

Ich dachte mit Schauern an die Zellen unter Neuanfurt, in denen ich einige Zeit verbracht hatte. Doch Kieran ging bereits weiter und hatte bald den Eingang entdeckt.

Er trat die Tür ein, und dahinter kam eine schmale, von

Fackeln erhellte Treppe zum Vorschein. Er warf mir ein breites Grinsen zu, das mich so sehr an *ihn* erinnerte, dass ich einen Moment lang keine Luft bekam. »Na, was habe ich gesagt?«

Delano und Vonetta schoben sich zusammen mit einem schwarzgrauen Wolf an uns vorbei, in dem ich Sage erkannte. Ich runzelte die Stirn, als sie vor uns die Treppe hinunterschlichen. »Warum machen sie das?«

»Weil du ihre Königin bist.« Kieran folgte ihnen.

»Das sagst du ihr ständig.« Emil reihte sich hinter mir ein. »Genauso wie du sie andauernd daran erinnerst, dass ...«

Ich verdrehte die Augen, während wir die Treppe nach unten eilten. Der modrige Geruch rührte an einer Erinnerung, die sich allerdings nicht hervorlocken ließ. »Ich bin vielleicht die Königin, aber ich bin auch eine Göttin und daher schwerer umzubringen als die meisten von euch. Ich sollte als Erste gehen«, unterbrach ich ihn. Um ehrlich zu sein, wusste niemand so genau, was mich umbringen würde – wir wussten nur, dass ich praktisch unsterblich war.

Mein Herz setzte einen Moment lang aus. Ich würde alle in diesem Haus überleben, und einige davon mochte ich sehr. Sie waren meine Freunde. Ich würde auch Tawny überleben – die irgendwann aufwachen und sich von der Verletzung erholen würde, die der Schattensteindolch ihr zugefügt hatte. Ich erlaubte mir keine Zweifel daran, auch wenn ich tief im Inneren wusste, dass es kein gutes Zeichen war, wenn jemand so lange schlief.

Ich würde länger leben als Kieran und ... auch als *er*.

Bei den Göttern, weshalb dachte ich überhaupt jetzt daran? *Wir sollten uns heute nicht den Kopf über die Probleme von morgen zerbrechen*, hatte er einmal gesagt, und langsam sollte ich den Rat endlich befolgen.

»Schwerer zu töten bedeutet nicht, dass es unmöglich ist«, versetzte Kieran.

»Sagt ausgerechnet derjenige, der keine Rüstung trägt«, zischte ich.

Er stieß ein raues Lachen aus, doch es ging in einem plötzlichen, schrillen Kreischen unter, das mir eine Gänsehaut bescherte.

»Hungernde«, flüsterte ich.

Kieran trat um die Ecke und in eine nur schwach erleuchtete Kammer. Er blieb so abrupt stehen, dass ich gegen seinen Rücken prallte.

Kieran starrte geradeaus. Und ich tat es ihm nach.

»Gute Götter«, murmelte Emil.

Die Zellen waren voller Hungernder. Sie pressten sich an die Gitter und streckten die Hände hindurch. Ihre Lippen kräuselten sich und sie fletschten die gezackten Fangzähne. Einige waren noch nicht lange verwandelt und ihre Haut nahm erst langsam die Farbe des Todes an. Andere waren älter mit eingesunkenen Wangen, aufgeplatzten Lippen und schlaffer Haut.

»Warum um alles in der Welt hält jemand Hungernde gefangen?«, fragte Emil über das schmerzerfüllte, hungrige Heulen hinweg.

»Vermutlich lassen sie sie von Zeit zu Zeit hinaus, um die Leute zu terrorisieren«, erwiderte ich benommen. »Die Aufgestiegenen geben den Atlantianern die Schuld und behaupten, sie hätten die Hungernden erschaffen. Und sie geben auch den Leuten selbst die Schuld, indem sie ihnen weismachen, sie hätten die Götter verärgert und das wäre ihre Strafe. Sie erzählen ihnen, dass die Götter die Gräueltaten der Atlantianer zulassen. Und dann bieten sie ihnen an, ein gutes Wort bei den Göttern einzulegen, um sie zu besänftigen.«

»Und an so einen Unsinn glauben die Leute tatsächlich?« Emil schob sich an den von Blut verschmierten Händen vorbei.

»Sie durften nie etwas anderes glauben«, erklärte ich ihm und wandte den Blick von den Hungernden ab.

Wir gingen von dem Kratzen und Schaben der Klauen begleitet an den Zellen vorbei – um die Hungernden würden wir uns später kümmern – und traten in einen weiteren Raum voller Wein- und Bierfässer. Wir erreichten die Wölfe, als sie gerade eine hölzerne Tür am Ende des Raumes einrissen.

Ein weiblicher Vampyr stürzte mit wehenden, zobel-schwarzen Haaren und gebleckten Zähnen aus der Kammer dahinter.

Delano riss sie nieder, grub die Krallen in ihre Brust, so dass sie ihr Kleid und die Haut durchschlugen, und machte sich über ihre Kehle her.

Ich wandte mich ab, doch auch die beiden Wölfinnen waren über zwei Vampyre hergefallen, von denen am Ende nur noch kleine *Happen* übrig blieben.

»Hoffentlich verderben sie sich nicht den Magen«, sagte ich.

»Ich denke lieber nicht darüber nach«, murmelte Emil und fixierte die Aufgestiegenen, die wie erstarrt in der Kammer standen und die Waffen in ihren Händen offenbar vergessen hatten. »Und die dort wahrscheinlich auch nicht.«

»Möchte noch jemand?«, fragte Kieran und deutete mit dem Schwert auf die blutigen Brocken am Boden.

Die Aufgestiegenen antworteten zunächst nicht, doch als immer mehr Wölfe hinter uns in den Raum drängten, ließen sie ihre Waffen fallen.

»Wir ergeben uns«, stieß der Mann, der sein Schwert als Letzter zu Boden gelegt hatte, hervor.

»Das ist aber nett.« Kieran trat die Schwerter außer Reichweite.

Es war wirklich nett. Aber zu spät. Für Aufgestiegene, die Sterbliche an ein Tor nagelten oder in den Wald trieben, um sie zu Hungernden zu machen, gab es keine Gnade.

Ich bemühte mich, nicht auf die Überreste der Aufgestiegenen am Boden zu treten, als ich flankiert von Vonetta und Delano die Kammer betrat.

»Gratulation«, meinte derselbe Mann wie vorhin. »Ihr habt Massene eingenommen. Aber Solis werdet ihr niemals besiegen.«

Er klang selbstbewusst und von oben herab, sodass mir sofort klar war, um wen es sich handelte. Herzog Silvan hatte eisblonde Haare und war gut gebaut und groß. Er trug ein Satinhemd und eine dazu passende Hose und sah durchaus gut aus. Immerhin gab es in Solis wenige Dinge, die wichtiger waren als gutes Aussehen.

Wenn Silvan mich ansah, sah er vermutlich nicht viel mehr als meine Narben – während meine Aufmerksamkeit bloß dem Blut auf den teuren, maßgeschneiderten Kleidern der Auserwählten galt.

Ich hielt vor dem Herzog inne und sah in seine tiefschwarzen Augen, die mich an *sie* erinnerten. Die Blutkönigin. Meine *Mutter*. Ihre Augen waren nicht ganz so dunkel, unbarmherzig, leer und kalt, aber auch in ihren Augen schimmerte dieses unheimliche Licht, das man aus dem richtigen Winkel betrachtet sogar im Dunkeln sehen konnte. Erst in diesem Moment wurde mir klar, dass es sich bei diesem Schimmern um Äther handelte.

Es war nachvollziehbar, dass auch die Aufgestiegenen eine Spur der göttlichen Essenz in sich trugen. Immerhin war das Blut eines Atlantianers notwendig, um sie zu Aufgestiegenen zu machen, und alle Atlantianer trugen den Äther in sich. Er machte die Aufgestiegenen mehr oder weniger unsterblich und verlieh ihnen Stärke, Schnelligkeit und die Fähigkeit, sich selbst zu heilen.

»Gibt es hier noch mehr Aufgestiegene?«

Herzog Silvan gab ein formvollendetes, höhnisches Lachen zum Besten. »Fickt euch.«

Kieran stieß ein derart lautes Seufzen aus, dass beinahe die Wände bebten.

»Ich frage noch ein einziges Mal«, erklärte ich und zählte eilig die anwesenden Aufgestiegenen. Es waren zehn. Zumindest waren es zehn gewesen, bevor ein Teil in Stücke gerissen worden war. Trotzdem wollte ich sichergehen, dass wir alle erwischt hatten. »Gibt es noch mehr von euch?«

Der Herzog schwieg lange, bevor er antwortete. »Ihr werdet uns so oder so töten, egal, was ich antworte.«

»Ich hätte Euch eine Chance gegeben.«

Die Augen des Herzogs wurden schmal. »Und die wäre?«

»Eine Chance weiterzuleben, ohne die Sterblichen auszubenten«, antwortete ich. »Die Chance auf ein Leben unter den Atlantianern.«

Er starrte mich an, dann lachte er. »Glaubt Ihr wirklich, das würde funktionieren?« Ein weiteres Lachen kam über seine blassen Lippen. »Ich weiß, wer Ihr seid. Ich würde dieses Gesicht überall wiedererkennen.«

Kieran machte einen Schritt nach vorne.

Ich hob die Hand, um ihm Einhalt zu gebieten.

Der Herzog grinste. »Ihr seid schon so lange fort, dass Ihr Euch wohl nicht mehr erinnern könnt, wie Sterbliche wirklich sind, *Jungfräuliche*. Sie sind naiv. Sie haben Angst. Sie würden alles tun, um ihre Familien und sich selbst zu schützen. Glaubt Ihr wirklich, sie würden die Atlantianer einfach so akzeptieren?«

Ich sagte nichts.

Er schien neuen Mut geschöpft zu haben und trat näher. »Und was sollen die Aufgestiegenen Eurer Meinung nach tun? Sollen sie Euch vertrauen, dass Ihr uns am Leben lasst, solange wir tun, was Ihr verlangt?«

»Ihr habt der Blutkönigin vertraut«, erwiderte ich. »Dabei ist ihr Name nicht einmal Ileana. Und sie ist auch keine Aufgestiegene.«

Mehrere Aufgestiegene zogen scharf die Luft ein, doch der Herzog schien nicht überrascht.

»Also ...«, fuhr ich fort. »Ich glaube durchaus, dass es möglich ist. Aber wie schon gesagt: Ich hätte Euch eine zweite Chance gegeben. Allerdings habt Ihr Euer Schicksal besiegelt, als Ihr die Sterblichen auf das Tor genagelt habt.«

Seine Nasenflügel bebten. »Die Schleier geben ihnen das gewisse Etwas, nicht wahr?«

»Ja, sehr hübsch«, erwiderte ich, während Delano ein tiefes Knurren ausstieß.

»Wir haben nicht ...«, begann ein Aufgestiegener mit dunkelbraunen Haaren.

»Halt den Mund!«, zischte der Herzog. »Du wirst sterben. Ich werde sterben. Wir werden alle sterben.«

»Ganz genau.«

Sein Kopf fuhr zu mir herum.

»Es geht bloß darum, wie ihr den Tod findet«, erklärte ich. »Keine Ahnung, ob ein Tod durch Schattenstein schmerzhaft ist, aber nachdem ich es oft genug miterlebt habe und auch selbst daran beteiligt war, gehe ich davon aus. Wenn man hingegen die Wirbelsäule durchtrennt, dauert der Schmerz nur eine Sekunde.«

Der Herzog schluckte, und sein Grinsen war verschwunden.

»Ein Tod, wie ihn die Sterblichen am Tor erlebt haben, wäre jedenfalls um einiges schmerzhafter.« Ich hielt inne und sah zu, wie er die Lippen immer fester aufeinanderdrückte. »Wenn Ihr meine Frage beantwortet, erwartet Euch ein schneller Tod. Wenn nicht, werde ich dafür sorgen, dass es sich wie eine Ewigkeit anfühlt. Eure Entscheidung.«

Er starrte mich weiter an, und ich konnte beinahe sehen, wie sich die Räder in seinem Gehirn drehten, während er krampfhaft nach einem Ausweg suchte.

»Es ist schrecklich, nicht wahr?« Ich trat näher an ihn

heran, und der Äther pulsierte in meiner Brust. »Wenn man weiß, dass der Tod vor der Tür steht. Er ist bereits hier, in dieser Kammer. Nur Sekunden oder Minuten entfernt. Und man weiß, man kann nichts dagegen tun.« Meine Stimme wurde tiefer, sanfter, kälter und rauchiger. »*Nichts*. Die Unvermeidlichkeit ist grausam. Das Wissen, dass Eure Seele – so Ihr noch eine habt – nur an einen einzigen Ort reisen wird. Tief in Eurem Inneren müsst Ihr Angst haben.«

Er erschauerte kaum merklich.

»Genauso wie die Sterblichen, die Ihr hinaus in den Wald getrieben habt. Deren Hälse Ihr aufgerissen habt, um ihr Blut zu trinken, und die Ihr im Wald zurückgelassen habt, damit sie sich in Hungernde verwandeln. Genauso wie die Hungernden in den Zellen und die Sterblichen am Tor.« Ich musterte sein blasses Gesicht. »Ihre Angst muss unermesslich gewesen sein, als sie erkannt haben, dass diejenigen, die sie beschützen sollten, ihnen letztlich den Tod bringen würden.«

Er schluckte erneut. »Es gibt keine weiteren Aufgestiegenen. Es gab nie mehr als uns. Niemand will freiwillig am Rande des Königreiches herrschen.« Er holte tief Luft. »Ich weiß, wer Ihr seid. Ich weiß, was Ihr seid. Deshalb seid Ihr immer noch am Leben. Es ist nicht, weil Ihr eine Göttin seid.« Seine Lippen kräuselten sich. »Es ist wegen des Blutes in Euren Adern.«

Ich versteifte mich. »Wenn Ihr jetzt sagt, dass ich nur wegen meiner Mutter hier bin, wird Euer Tod sicher nicht kurz und schmerzlos.«

Der Herzog lachte, aber es klang kalt und hart, wie die Leere in mir. »Ihr haltet Euch für die große Befreierin, nicht wahr? Gekommen, um die Sterblichen von der Blutkrone zu erlösen. Um Euren geliebten *Ehemann* zu retten.«

Alles in mir erstarrte.

»Ihr wollt die Königin – eure *Mutter* – töten und das

Königreich für Atlantia erobern?« Der Äther in seinen Augen war nun deutlich zu sehen. Seine Mundwinkel wanderten nach oben. »Ihr werdet nichts dergleichen tun. Ihr werdet keinen Krieg gewinnen. Ihr werdet bloß alles zerstören und so viel Blut vergießen, dass die Straßen zu Bächen werden und beide Königreiche in den blutroten Fluten untergehen. Ihr und Eure Gefolgschaft werdet niemanden befreien, außer den Tod. Ihr werdet hier nichts finden, außer den Tod. Und wenn Ihr Glück habt, ist er tot, bevor er sieht, was ...«

Ich zog den Blutsteindolch und rammte ihn in seine Brust. Er durchstieß sein Herz, und seine ätzenden Worte verstummten, ehe sie zu tief in mein Inneres dringen konnten. Und ich spürte es. Ich spürte, wie seine Haut nachgab und der Knochen brach. Ich spürte, wie sein Wesen in Stücke zersprang, und ich war dankbar dafür.

Seine seelenlosen Augen weiteten sich überrascht, und feine Risse überzogen die blasse Haut auf seinen Wangen. Sie wurden tiefer und breiteten sich seinen Hals hinunter aus, bis unter den Kragen seines maßgeschneiderten Hemdes. Ich hielt seinem Blick stand, bis das sanfte Schimmern des Äthers erlosch.

Und in diesem Moment empfand ich – zum ersten Mal seit dreiundzwanzig Tagen – nichts.

A decorative, ornate frame with scrollwork and flourishes, containing the number 3 in the center.

ACHTUNDZWANZIG TAGE.

Es war beinahe ein Monat vergangen, und der Schmerz war mein ständiger, pochender Begleiter. Ich presste die Lippen aufeinander, um den Schrei zu ersticken, der tief aus der dunklen Leere drang, die einmal mein Herz gewesen war. Frustration, Hilflosigkeit und Schuldgefühle – denn wenn ich mich unter Kontrolle gehabt und mich zurückgehalten hätte ...

Es gab so viele »Wenn«. So viele Möglichkeiten, es anders zu machen. Aber das hatte ich nicht, und das war einer der Gründe, warum er jetzt nicht bei mir war.

Der Berg Rührei und der gebratene Speck auf dem Teller verloren ihren Reiz, als der Schrei immer weiter meine Kehle emporstieg und gegen meine aufeinandergepressten Lippen drückte. Tiefe Verzweiflung breitete sich aus und wurde im nächsten Moment von unbändiger Wut verdrängt. Meine Brust summte, und die uralte Macht in mir pulsierte mit einer Kraft, die sich kaum bändigen ließ.

Die Gabel in meiner Hand zitterte. Ein Gewicht legte sich auf meine Brust und schnürte mir die Kehle zu, während der Äther pulsierte und anschwell und drohte, aus mir herauszubrechen. Wenn ich jetzt schrie und mich dem Schmerz und der Wut hingab, würden sich die Verzweiflung und die Qual in Hass und Raserei verwandeln. Der Schrei raubte mir den letzten Atem, und die Macht in mir schmeckte nach Tod.

Ein kleiner Teil von mir wollte sie rauslassen.

Eine Hand, mehrere Nuancen dunkler als meine, legte sich über meine zitternden Finger und hielt sie fest. Die Berührung, die mir einst verboten gewesen war, riss mich aus meinen todbringenden Gedanken. Kieran drehte meine Hand um, sodass mein Blick auf das goldene Band der Ehe fiel.

Es war der Beweis, dass *er* und ich noch zusammengehörten, auch wenn wir getrennt worden waren.

Der Beweis, dass *er* am Leben war.

Ich hob den Blick und sah in die unglaublichen winterblauen Augen des Wolfes.

Die Sorge in Kierans kantigem, schönem Gesicht war deutlich zu erkennen, und auch er hatte die Lippen aufeinandergepresst. Er wirkte müde, und das war kein Wunder. Er schlief kaum – und zwar, weil ich nicht schlief.

Die Gabel erzitterte erneut. Nein, es waren nicht nur die Gabel oder mein Arm, der ganze Tisch bebte, und die weißgoldenen Banner Atlantias, die die Wappen der Blutkrone ersetzten, flatterten an den Wänden.

Kierans Blick huschte an den leeren Stühlen im Speisesaal von Gut Cauldra vorbei zu dem blonden atlantianischen General Aylard, der am säulengesäumten Eingang Wache hielt.

Ich spürte dasselbe wie bei unserem ersten Treffen. Hinter seinen unbeweglichen Gesichtszügen verbarg sich Misstrauen, was mich allerdings nicht überraschte. Viele ältere Atlantianer traten mir mit äußerster Vorsicht gegenüber. Entweder, weil ich von ihren Feinden, den Aufgestiegenen, großgezogen worden war, oder weil ich so vieles war, mit dem sie nicht gerechnet hätten.

Eine von Narben gezeichnete Jungfräuliche.

Eine Geisel.

Eine unerwünschte Prinzessin, die zu ihrer Königin geworden war.

Eine Göttin.

Ich konnte ihnen die Skepsis nicht verübeln – vor allem nicht, wenn ich so wie jetzt das ganze Gebäude erzittern ließ.

»Du beginnst zu leuchten«, warnte mich Kieran so leise, dass ich ihn kaum hören konnte, und nahm die Hand von meiner.

Ich sah hinunter auf meine Handfläche. Ein zarter, silberner Schimmer breitete sich über meine Haut aus.

Nun, das erklärte die Blicke des Generals.

Ich legte die Gabel auf den Teller, konzentrierte mich darauf, ruhig zu atmen, und zwang mich, den unerträglichen Schmerz zurückzudrängen, der immer aufkam, wenn ich an *ihn* dachte. Ich schob eine Hand unter den Tisch und griff nach dem kleinen Beutel an meiner Hüfte, während ich mit der anderen den Becher mit dem Gewürzwein hob. Ich spülte den sauren Geschmack hinunter, während sich Aylard langsam abwandte, wobei seine Hand weiter auf dem Griff seines Schwertes ruhte. Sein weißer Umhang wogte, und mein Blick fiel auf das Wappen Atlantias, das nun auch überall an den Wänden von Gut Cauldra prangte. Eine strahlende Sonne mit einem Schwert und einem Pfeil, die sich in der Mitte überkreuzten. Ich schloss einen Moment lang die Augen und stürzte den restlichen Wein hinunter.

»Ist das dein ganzes Frühstück?«, fragte Kieran nach einigen Sekunden.

Ich stellte den leeren Becher ab und warf einen Blick zum offenen Fenster hinaus. Die Überreste eines alten Gemäuers lagen zwischen gelben Wildblumen verteilt. Massene war nicht sonderlich gut gepflegt. »Ich habe doch gegessen.«

»Das reicht nicht.« Er stützte sich mit den Ellbogen auf dem Tisch ab.

Meine Augen wurden schmal. »Hast du keine anderen Sorgen?«

»Doch, aber du hast den Speck noch nicht einmal ange-
rührt, und ich hätte nicht gedacht, dass ich das mal erlebe.«

Ich hob die Augenbrauen. »Das klingt, als hätte ich sonst
zu viel davon gegessen.«

»Versuch nicht abzulenken. Das gelingt dir nicht«, er-
widerte Kieran. »Ich erfülle die Aufgabe, die Cas und du mir
übertragen habt. Ich *berate*.«

Der Name.

Er versetzte mir einen Stich. Ich dachte nicht an ihn und
sprach ihn erst recht nicht aus. »Meine tägliche Nahrungs-
aufnahme gehörte nicht zu den Punkten, an die wir gedacht
haben, als wir dich baten, unser Berater zu werden.«

»Ich hätte es auch nie gedacht, aber so ist es nun mal.«
Kieran lehnte sich auf ein paar Zentimeter heran. »Du isst
kaum und schläfst noch weniger. Und gerade eben hast du
zu leuchten begonnen. Das ganze Gebäude hat gebebt, ohne
dass du es bemerkt hast. Und das passiert immer öfter,
Poppy.«

Er klang keinesfalls anklagend, sondern lediglich besorgt,
aber es traf mich dennoch, denn er hatte recht. Meine Gabe
drängte auch an die Oberfläche, wenn ich sie nicht benutzte,
um anderen den Schmerz zu nehmen oder zu heilen. Es
passierte immer dann, wenn meine Gefühle übermächtig
wurden. Wenn die Trauer und die Wut drohten, mich zu zer-
reißen.

Ich musste mich zusammennehmen. Ich durfte auf kei-
nen Fall die Kontrolle verlieren. Die Königreiche von Atlan-
tia und Solis zählten auf mich. Und er brauchte mich. »Ich
werde mir in Zukunft mehr Mühe geben, es zu kontrollie-
ren«, versprach ich.

»Es geht nicht darum, deine Fähigkeiten zu kontrollie-
ren.« Kieran zog die Augenbrauen zusammen. »Es geht da-
rum zuzulassen, dass es dir manchmal eben nicht gut geht.
Du bist stark, Poppy. Wir ...«

»Ich weiß«, unterbrach ich ihn und erinnerte mich an beinahe dieselben Worte, die über andere Lippen gekommen waren, nachdem diese eine heiße Spur der Liebe auf meiner Haut hinterlassen hatten.

Bei mir musst du nicht immer stark sein.

Ich beugte mich ruckartig nach vorne, schnappte ein Stück Speck, schob es mir zur Hälfte in den Mund und wäre beinahe daran erstickt. »Zufrieden?«, fragte ich, während die andere Hälfte auf den Teller fiel.

Kieran starrte mich an. »Nicht wirklich.«

»Nun, das ist dann aber dein Problem.« Ich kaute und schmeckte kaum etwas von dem knusprigen Fleisch.

Ein Schnauben, das beinahe wie ein Lachen klang, ließ meinen Blick zu dem großen schwarz-violetten Draken springen, der neben dem Eingang lag. Glatte schwarze Hörner verliefen von der Mitte seiner flachen Schnauze bis zur Stirn des diamantförmigen Kopfes. Die ersten Hörner waren noch klein, damit sie das Blickfeld nicht einschränkten, doch nach oben hin wurden sie länger und spitzer.

Es war jedes Mal ein Schock, Reaver zu sehen, und ich würde mich wohl nie an den Anblick dieses prachtvollen, Furcht einflößenden, wunderschönen Wesens gewöhnen.

Insgesamt waren dreiundzwanzig Draken erwacht. Die jüngsten drei waren auf Anweisung der anderen Draken in Spessa geblieben, um dort Wache zu halten. Von den anderen zwanzig, die unsere Armee verstärkten, war Reaver der größte. Die anderen hatten in etwa Settis Größe, und ihre Schuppen waren nicht annähernd so dick wie Reavers und daher anfälliger für scharfe Pfeilspitzen. Trotzdem konnten sie jeder feindlichen Armee innerhalb kürzester Zeit den Garaus machen.

Der Draken beobachtete uns, und ich fragte mich, was er wohl dachte. Ich hatte schon oft versucht, die Gefühle der Draken zu erspüren, aber es war mir nie gelungen. Es glich

der kalten Leere, die ich in den Aufgestiegenen spürte. Entweder verschlossen Reaver und die anderen ihre Gefühle vor mir, oder ich verstand ihre Sprache nicht.

»Hättest du gern etwas davon?«, fragte ich Reaver und hob den Teller. Ich hatte ihn noch nie fressen gesehen und war ein wenig besorgt, was genau er zu sich nahm, wenn er davonflog und am Horizont verschwand.

Ich hoffte, es waren keine Sterblichen. Oder süße Tierchen.

Ich würde es wohl nie erfahren. Nur Aurelia, eine der beiden weiblichen Draken, die erwacht waren, hatte lange genug ihre sterbliche Form behalten, um mir etwa die Hälfte der Namen der Draken zu verraten. Bevor wir Atlantia verlassen hatten und getrennte Wege gegangen waren, hatte sie mir versichert, dass mein Wille nun auch ihrer war.

Die Sache mit »mein Wille war ihrer« machte unser Verhältnis nicht einfacher, aber ich hatte gelernt, dass es etwas mit dem primären *Notam* zu tun hatte. Reaver schien instinktiv zu wissen, was ich wollte. Es war wohl ähnlich wie der Äther, der meinem Willen Gestalt verlieh.

Reaver warf einen Blick auf den Speck und schüttelte den Kopf.

»Wie ist er überhaupt reingekommen, ohne das ganze Gebäude niederzureißen?«, fragte Kieran stirnrunzelnd.

»Vorsicht«, warnte ich ihn, als der Draken seine Aufmerksamkeit auf den Wolf richtete. Seine vertikalen Pupillen zogen sich zusammen, und die blauen Augen wurden schmal. Ich ging davon aus, dass der Draken nur auf die richtige Gelegenheit wartete, um Kieran neuerlich einen Dämpfer zu verpassen.

»Sollten Vonetta und die anderen nicht heute zurückkommen?«, fragte ich, um Kieran von Reaver abzulenken.

»Ja, jede Minute.« Er griff nach seinem Becher. »Wie du sehr wohl weißt«, fügte er trocken hinzu.

Das stimmte, aber dank der Ablenkungen starrten er und Reaver einander nicht mehr in Grund und Boden, und ich hatte verhindert, dass die Situation eskalierte. Trotzdem machte sich die Angst in mir breit, und das hatte nichts damit zu tun, dass Kieran und Reaver jeden Moment übereinander herfallen konnten, sondern vielmehr mit unseren Plänen für Eichenhain und den Rest von Solis. Pläne, von denen ich die atlantianischen Generäle erst überzeugen musste, obwohl ich mit der genauen Ausführung selbst noch nicht vertraut war.

»Ich habe das Gefühl«, meinte Kieran nun, »dass du noch immer wütend bist, weil ich dir abgeraten habe, Vonetta zu begleiten.«

Ich sah ihn böse an. »Manchmal frage ich mich, ob du Gedanken lesen kannst.«

Er verzog die vollen Lippen zu einem Grinsen und tippte sich mit dem Finger an die Schläfe. »Gewisse Dinge *spüre* ich einfach.«

»Mhm.« Das tat sein Vater Jasper auch, aber abgesehen davon wusste Kieran tatsächlich sehr oft, wohin meine Gedanken gerade wanderten. Was genauso nervtötend war, wie wenn ich seinen Gefühlen nachspürte. »Ich war bis gerade eben nicht wütend, aber jetzt, wo du es erwähnst, ist es tatsächlich nicht in Ordnung, dass du mir abgeraten hast.«

»Na toll«, murmelte er.

Ich warf ihm einen bösen Blick zu. »Wie kommt es, dass niemand einen Prinzen oder König infrage stellt, der sich in Gefahr begibt oder seine Armeen in den Krieg führt? Aber wenn eine Königin dasselbe macht, wird es plötzlich zum Problem, von dem ihr abgeraten werden muss. Das ist doch ... sexistisch.«

Kieran stellte seinen Becher ab. »Es ist kein *Problem*. Ich habe auch unzählige Male versucht, Cas von idiotischen

und unglaublich gefährlichen Dingen abzuhalten. Ich war praktisch rund um die Uhr damit beschäftigt.«

Ein brennender Schmerz durchfuhr mich, und ich konzentrierte mich auf die ungeöffneten Weinflaschen, die der atlantianische Lord auf dem Schiff geliefert hatte, das uns nach Eichenhain gebracht hatte. Perry hatte viele notwendige Nahrungsmittel und Ausrüstung geliefert – am wichtigsten war jedoch der Wein, den Valyn laut Kieran am liebsten trank.

Es gab keine bessere Methode, um jemanden zu überzeugen, als ihn betrunken zu machen.

»Du warst eines dieser Dinge«, fuhr Kieran fort und riss mich aus meinen Gedanken. »Ich habe versucht, ihn davon abzuhalten, dich zu entführen.«

»Wie bitte?« Mein Kopf fuhr zu ihm herum.

Er nickte. »Als er mir von dem Plan erzählte, sich als Wächter auszugeben und dich als Geisel zu nehmen, habe ich ihm mehr als einmal gesagt, dass das vollkommen verrückt und viel zu riskant ist.«

»Verrückt, weil es falsch ist, eine Unschuldige zu entführen und ihr ganzes Leben auf den Kopf zu stellen?«, fragte ich.

»Nein, daran habe ich ehrlich gesagt keinen Gedanken verschwendet.«

»Wie nett.«

»Das war, bevor ich dich kannte.«

»Das macht es auch nicht besser.«

»Wahrscheinlich nicht. Aber ich glaube, es stört dich nicht, dass er dein Leben derart auf den Kopf gestellt hat, oder?«

»Na ja ...« Ich räusperte mich. »Ich schätze, im Prinzip bin ich froh, dass er nicht auf dich gehört hat.«

Kieran grinste. »Darauf wette ich.«

Ich verdrehte die Augen. »Wie auch immer, was ich eigent-

lich sagen wollte: Ich finde es nicht richtig, Dinge von anderen zu verlangen, die man selbst nicht tun würde.«

»Das ist bewundernswert und bringt dir sicher den Respekt vieler deiner Soldaten ein. Aber leider würde man dich gefangen nehmen oder töten, weshalb das alles keine Bedeutung mehr hätte.«

»Du dramatisierst die Situation«, erwiderte ich. »Vonetta und die anderen riskieren ihr Leben, während ich hier sitze und mir dein Gejammer darüber anhören muss, was ich esse.«

»Du musst dir mein Gejammer darüber anhören, was du *nicht* isst«, korrigierte Kieran. »Und jetzt dramatisierst du.«

»Ich glaube, ich will dich doch nicht als königlichen Berater«, murmelte ich.

Kieran schien mich erst gar nicht zu hören. »Es ist ja nicht so, dass du *gar nichts* tust.«

Es hatte tatsächlich kaum einen Moment gegeben, in dem ich nicht irgendetwas getan hatte – vor allem, seit wir Massene eingenommen hatten. Die Hungernden in den Zellen wurden erlöst, obwohl ich sie immer noch roch – vor allem, wenn der Regen kam. Das Gut war in einem schlimmen Zustand, der zweite und dritte Stock waren praktisch unbewohnbar, und Strom gab es lediglich in einigen wenigen Zimmern und in der Küche. Die Häuser der Stadtbewohner waren auch nicht besser dran, und wir hatten unser Bestes gegeben, um wenigstens die wichtigsten Reparaturen durchzuführen, aber es würde Monate oder noch länger dauern, bis alles fertig war. Auch die Ernte sah düster aus, was vor allem daran lag, dass so viele Bauern in den Wald verschleppt worden waren.

»Es ist nur ...« Ich fuhr mit dem Daumen über den Rand meines Bechers und lehnte mich im Stuhl zurück. Ich musste mich einfach beschäftigen. Sobald ich nichts zu tun hatte, wanderten meine Gedanken an Orte, die ich nicht auf-

suchen durfte. Orte, die seit dem misslungenen Treffen mit der Blutkönigin kalt und leer waren. Orte, die sich nicht wie ich selbst anfühlten.

Orte, die kaum noch sterblich waren.

Und die mich an Isbeth erinnerten.

Wut brodelte in mir, und ich hieß sie willkommen, denn sie war viel einfacher zu handhaben als die Trauer und die Hilflosigkeit. An Isbeth zu denken bereitete mir keine Probleme. Im Gegenteil. Zeitweise war sie alles, woran ich denken konnte, vor allem in den dunklen Nachtstunden, wenn der Schlaf sich rarmachte.

Ich hatte keine Schwierigkeiten mehr, die Liebenswürdigkeit und Sanftheit, mit der sie mir gegenübergetreten war, mit dem Monster in Einklang zu bringen, das sie *ihm* gegenüber und gegenüber so vielen anderen gewesen war. Ich hatte mich damit abgefunden, was sie war. Isbeth hatte mich auf skrupellose, sittenwidrige Art empfangen, aber sie war nicht meine Mutter. Das war Coralena gewesen. Isbeth war die Blutkönigin. Sie war der Feind.

Ich spürte Kierans allzu wissenden Blick auf mir und schluckte. »Es geht mir gut«, erklärte ich, bevor er fragen konnte.

Kieran betrachtete mich schweigend. Er wusste es besser. Genauso, wie er es vorhin gewusst hatte, als die eisige Wut beinahe aus mir herausgebrochen wäre und der Tisch zu wackeln begonnen hatte. Doch dieses Mal beschloss er, nicht weiter darauf einzugehen. Stattdessen wechselte er das Thema. »Valyn und die anderen Generäle werden bald eintreffen. Es wird ihm gefallen, wie wir Massene eingenommen haben.«

Ich nickte. Valyn wollte nicht unbedingt einen Krieg, aber er wusste, dass es unvermeidlich war. Weder er noch die anderen älteren Atlantianer waren bereit, den Aufgestiegenen noch eine Chance zu geben. Sobald sie erfuhren, was die

Aufgestiegenen hier getan hätten, würde es sie in ihrer Meinung nur unterstützen, dass die Aufgestiegenen ihren Blutdurst nicht unter Kontrolle halten wollten und konnten. Und vermutlich würden auch der Herzog und die Herzogin von Ravarel in Eichenhain unsere Forderungen ablehnen.

Ich spürte, wie sich meine Schultern anspannten, und ich starrte in den Becher mit dem dunkelroten Wein. Unsere Forderungen hatten vor allem damit zu tun, nicht auf dieselbe Art Krieg zu führen wie in der Vergangenheit. Deshalb hatten wir Massene auf diese Art eingenommen. Ich glaubte fest daran, dass es Möglichkeiten gab, unnötige Verluste auf beiden Seiten zu minimieren, vor allem, da die Sterblichen, die für Solis in den Kampf zogen, meistens keine andere Wahl hatten – im Gegensatz zu jenen, die freiwillig zu Schwert und Schild gegriffen hatten, um Atlantia zu verteidigen.

Städte wie Massene oder Eichenhain würden letztlich den Preis für einen brutalen Krieg zahlen, entweder durch den Verlust der Lebensgrundlage oder aufgrund der gefallenen Männer, Frauen und Kinder. Und dann waren da noch die Aufgestiegenen, die wie mein Bruder ...

Ich atmete zitternd ein und kniff einen Moment lang die Augen zu, um Ians Gesicht zu verdrängen. Ich erlebte seinen Tod oft genug in der Nacht, ich musste ihn jetzt nicht auch noch vor mir sehen.

Trotz allem glaubte ich immer noch daran, dass es Aufgestiegene gab, die nicht abgrundtief böse waren und mit denen man vernünftig reden konnte.

Das war also die Basis unseres Plans. Wobei wir natürlich wussten, dass Eichenhain nicht mit Massene vergleichbar war.

Vor einigen Tagen hatten wir Herzog und Herzogin Ravarel vor ein Ultimatum gestellt: Entweder sie stimmten unseren Forderungen zu oder sie würden sich einer Belagerung

gegenübersehen. Unsere Forderungen waren einfach, doch wir gingen nicht davon aus, dass sie vernünftig sein und ihr Schicksal akzeptieren würden.

Und hier kamen Vonetta, Naill und Wren ins Spiel – der ältere Wächter der Mauer, der erkannt hatte, was die Aufgestiegenen hier getrieben hatten. Ein entfernter Verwandter von Wren – der seiner Meinung nach womöglich ein heimlicher Unterstützer Atlantias war – wohnte in Eichenhain. Das Vorhaben der drei barg ein hohes Risiko, doch die bevorstehende Belagerung von Eichenhain und die vielen möglichen Komplikationen waren nicht unsere einzige Sorge.

Unser letzter Versuch, heimlich in den Sitz der Aufgestiegenen in Eichenhain zu gelangen, war auf katastrophale Art schiefgelaufen. Die Blutkönigin hatte gewusst, dass wir kamen. Entweder hatte sie die Möglichkeit einfach in Betracht gezogen und sich dementsprechend vorbereitet, oder jemand hatte uns verraten. Abgesehen von dem engsten Kreis unserer Vertrauten war nur der Rat der Ältesten in unsere Pläne eingeweiht gewesen. Hatten wir einen Verräter in unseren Reihen? Entweder unter unseren Vertrauten oder unter jenen, die in die höchsten Ränge Atlantias aufgestiegen waren? Oder war die einfachste Erklärung die richtige? War die Blutkrone einfach schlauer als wir, und wir hatten sie unterschätzt?

Ich konnte diese Fragen nicht beantworten, und dann gab es auch noch das Problem mit den Ungesehenen – einer geheimen Vereinigung, die ausschließlich aus Männern bestand und einst den Gottheiten gedient hatte. Sie hielten mich für den mächtigen Verschwörer – eine Schicksalsbotin, die Tod und Zerstörung über das Land bringen würde – und hatten sich wieder vereint, als ich zum ersten Mal nach Atlantia gekommen war. Sie steckten hinter dem Angriff in den Kammern des Nyktos und noch vielen weiteren Anschlägen. Wir waren uns sicher, dass die Bedrohung

durch die Ungesehenen nicht mit Alastirs und Jansens Tod ein Ende gefunden hatte.

Ich beobachtete Aylard, der immer noch am Eingang stand. Die Ungesehenen waren nach wie vor da draußen, und es war unmöglich festzustellen, wer zu ihnen gehörte und wer sie unterstützte.

»Will ich wissen, worüber du gerade nachdenkst?«, fragte Kieran. »Du siehst nämlich aus, als würdest du gern jemanden erstechen.«

»Stimmt doch gar nicht.« Ich warf ihm einen schnellen Blick zu.

Er hob die Augenbrauen.

»Aber jetzt, wo du es sagst, könnte ich *dich* erstechen.«

»Ich fühle mich geschmeichelt.« Kieran hob sein Glas und warf einen Blick auf Reaver. Der Draken kratzte mit den Krallen über den Boden. »Du scheinst es immer auf diejenigen abgesehen zu haben, die sich etwas aus dir machen.«

»Das klingt, als wäre ich nicht ganz normal.«

»Nun ...« Kieran senkte das Glas und betrachtete den Draken mit schmalen Augen. »Soll ich für ein Gemälde Modell stehen? Dann könntest du mich anstarren, auch wenn ich mal nicht da bin.«

Meine Augenbrauen schossen in die Höhe. »Könntest du das bitte bleiben lassen?«

»Er hat angefangen«, murmelte Kieran.

»Wie?«

»Er starrt mich an.« Eine Pause. »Mal wieder.«

»Und?«

»Es gefällt mir nicht.« Kieran runzelte die Stirn. »Überhaupt nicht.«

»Du hörst dich an wie ein Kleinkind«, informierte ich ihn, und Reaver stieß ein weiteres Schnauben aus, das klang wie ein Lachen. Ich sah ihn an. »Und du bist auch nicht viel besser.«

Reaver hob den stacheligen Kopf und blies beleidigt eine Rauchwolke aus.

»Ihr beide seid lächerlich.« Ich schüttelte den Kopf.

»Ja, ja.« Kieran wandte sich im selben Moment zum Eingang um, in dem auch Reaver seine Aufmerksamkeit darauf richtete. »Na endlich.«

Ich sah ebenfalls zum Ausgang, und mir wurde klar, dass sie die Neuankömmlinge bereits gehört hatten. Es war mir immer noch ein Rätsel, warum ich als Göttin nicht genauso gut hören konnte wie sie.

Vonetta ging mit großen Schritten an Aylard vorbei, die Hose, in der ihre langen Beine steckten, war staubbedeckt. Sie hatte die dünnen, hüftlangen Zöpfe zu einem Knoten hochgedreht, was ihre kantigen Wangenknochen betonte. Abgesehen von ihrer Hautfarbe, die mich an die üppigen nachtblühenden Rosen erinnerte, sah sie ihrem Bruder sehr ähnlich, auch wenn sie eher nach ihrer Mutter Kirha und Kieran eher nach ihrem Vater Jasper kam.

Ich fragte mich, wem ihre kleine Schwester wohl nachgeraten würde, die vor ein paar Wochen geboren worden war. Es wäre schön gewesen, wenn die beiden Geschwister bei ihrer Familie gewesen wären, um mit ihren Eltern den Neuzugang zu feiern, doch stattdessen waren sie hier bei mir, in einem Land, das vor Hunderten Jahren im Krieg zerstört wurde und an der Schwelle zu einem weiteren Krieg stand.

Hinter Vonetta folgte Emil, der ihr in letzter Zeit kaum von der Seite wich.

Ich biss mir auf die Lippe, um nicht zu grinsen. Anfangs war ich mir nicht sicher gewesen, was Vonetta von ihrem Schatten hielt, aber an dem Morgen, bevor sie nach Eichenhain aufgebrochen war, hatte ich gesehen, wie sie aus seiner Kammer gekommen war. Das sanfte, zufriedene Lächeln auf ihrem Gesicht machte alle weiteren Fragen zu ihrem Gemütszustand überflüssig.

Vonetta wurde einen Moment langsamer, als sie Reaver im Bankettsaal entdeckte. Sie hob die Augenbrauen. »Wie um alles in der Welt bist du hier reingekommen?«

»Siehst du?« Kieran hob die Hand. »Eine berechnete Frage.«

Der Draken ließ seinen schweren Schwanz auf den Boden krachen und fauchte. Ich hatte keine Ahnung, was das zu bedeuten hatte, aber mehr schien er Vonetta und Emil nicht zu sagen zu haben.

Ehe ich die beiden begrüßen konnte, fiel Emil auf ein Knie und vollführte eine formvollendete Verbeugung. »*Eure Hoheit.*«

Ich seufzte. Viele verwendeten im Umgang mit mir mittlerweile die Anrede »Eure Hoheit«, denn sie war üblich gewesen, als die Götter noch wach waren.

Vonetta hielt inne und warf einen Blick zurück. »Machst du das jetzt jedes Mal?«

»Vermutlich.« Er erhob sich.

»Das heißt dann wohl Ja«, bemerkte Vonetta, als eine Bewegung hinter den Säulen meine Aufmerksamkeit erregte.

Aylard war verschwunden, nachdem Emil und Vonetta den Saal betreten hatten. Stattdessen huschte eine mittlerweile vertraute, gebückte Gestalt zwischen den Säulen hindurch. Emil nannte sie »die Witwe«, obwohl niemand wusste, ob sie tatsächlich einmal verheiratet gewesen war. Ich war mir nicht sicher, welcher Aufgabe sie im Gut nachgekommen war, denn ich hatte sie bis jetzt nur beim Herumstreifen beobachtet. Sie war auch des Öfteren in den Ruinen hinter Gut Cauldra zu sehen, weshalb Kieran überzeugt war, dass sie nicht aus Fleisch und Blut, sondern ein Geist war. Aylard hatte sie an unserem ersten Tag gefragt, was sie hier verloren habe, und sie hatte bloß geantwortet, dass sie auf etwas warte.

Es war seltsam, aber im Moment nicht wichtig.

Ich wandte mich an Vonetta. »Wie geht es dir? Sind alle heil zurückgekommen? Wren? Naill?«

»Es ist alles in Ordnung.« Vonetta berührte einen Augenblick lang meine Hand, und ich spürte die Engie wie einen sanften elektrischen Schlag. »Die anderen sind ebenfalls wohlauf.«

Ich stieß langsam die Luft aus und nickte.

»Sie hat sich die ganze Zeit Sorgen gemacht, oder?«, fragte Vonetta ihren Bruder.

»Was denkst du denn?«, erwiderte er.

Ich hätte ihm beinahe unter dem Tisch einen Tritt verpasst. »Natürlich habe ich mir Sorgen gemacht.«

»Verständlich. Ich hätte mir auch Sorgen gemacht, wenn du auf der Suche nach Unterstützern Atlantias durch Eichenhain gestreift wärest und die Leute vor einer Belagerung gewarnt hättest, falls die Ravarels nicht auf unsere Forderungen eingehen.« Vonetta warf einen Blick auf meinen Teller. »Isst du das noch? Ich bin am Verhungern.«

»Nein, bedien dich ruhig.« Ich warf Kieran einen warnenden Blick zu, als er den Mund aufmachte.

Er presste die Lippen aufeinander und sah schweigend zu, wie sich seine Schwester ein Stück Speck schnappte.

Mein Blick wanderte von Vonetta zu Emil und wieder zurück. »Wie ist es gelaufen?«

»Gut, glaube ich.« Vonetta ließ sich in den Stuhl gegenüber von Kieran fallen und knabberte an ihrem Speck. »Wir haben mit Hunderten von Leuten gesprochen. Vielleicht waren es sogar noch mehr.« Nachdenklich runzelte sie die Stirn. »Es war, als wären sie bereit dafür, dass jemand kommt und etwas gegen die Aufgestiegenen unternimmt. Natürlich nicht diejenigen, die das Ritual nicht infrage stellen und es als Ehre empfinden. Es waren eher diejenigen, die ihre Kinder nicht den Aufgestiegenen übergeben wollen.«

Ich verbat mir, an das Ritual zu denken, denn dann sah ich sofort vor mir, wie die Familie Tulis die Teermans angefleht hatte, mit den Göttern zu reden, damit sie ihr letztes Kind behalten durften.

Ihnen war große Hilfe zuteilgeworden, aber letztendlich hatte die ganze Familie den Tod gefunden.

»Du hattest übrigens recht damit, dass wir ihnen von dir erzählen sollten«, meinte sie zwischen zwei Bissen.

»Ich hätte nur zu gern ihre Reaktionen gesehen, als sie erfahren haben, dass ihre Jungfräuliche nicht nur den gefürchteten atlantianischen Prinzen geheiratet hat, sondern mittlerweile auch die Königin von Atlantia und eine Göttin ist.« Emil lächelte leise. »Ich wette, dass viele auf die Knie gefallen sind und zu beten begonnen haben.«

»Ja, einige haben das tatsächlich getan«, erklärte Vonetta grinsend.

Ich wand mich beschämt. »Wirklich?«

Sie nickte. »Und nachdem sie glauben, dass die Götter wach sind, hat sie die Nachricht, dass du dich Atlantia angeschlossen hast, nachdenklich gemacht. Einige überlegten sogar, ob die Götter die Aufgestiegenen nicht mehr unterstützen.«

Nun grinste ich ebenfalls.

»Ich schätze, wir sollten dankbar sein, dass sie Lügen darüber verbreitet haben, wie die Götter für Solis sorgen, anstatt ihnen zu sagen, dass die Götter nichts mit dem Krieg zu tun haben und schlafen«, meinte Kieran. »Ihre Lügen stärken die Vermutung, dass die Loyalität der Götter möglicherweise woanders liegt.«

Ich spielte mit dem Ring an meinem Zeigefinger. »Das war allerdings nicht meine Idee, sondern *seine*. Er hat schon früh erkannt, dass den Aufgestiegenen ihre Lügen einmal zum Verhängnis werden würden.«

»Ja, Cas wusste das«, bestätigte Emil. »Aber das war,

bevor wir wussten, dass du eine Göttin bist. Es war deine Idee, das zu offenbaren. Du kannst ruhig stolz darauf sein.«

Mein Nacken glühte, und ich räusperte mich. »Glaubt ihr, dass sie es weitererzählen werden?«

»Ja, das denke ich schon.« Vonettas Blick wanderte zu ihrem Bruder und dann wieder zu mir. »Wir wissen alle, dass es ein Risiko ist, den Sterblichen von unseren Plänen zu erzählen – aber wir sind uns einig, dass es das wert ist, selbst wenn die Ravarels von unseren Plänen erfahren.«

Ich nickte. »Die Sterblichen erhalten dadurch die Chance, die Stadt noch vor der Belagerung zu verlassen, damit sie nicht in der schlimmsten Phase des Kampfes flüchten müssen.«

»Genau«, bestätigte Vonetta. »Es gab natürlich einige, die nicht glauben konnten, dass du eine Göttin bist. Sie befürchteten, dass die bösen Atlantianer dich manipuliert haben.« Sie wollte nach einem weiteren Stück Speck greifen, doch Emil war schneller. »Hey, der gehört mir.« Sie warf ihm einen bösen Blick zu. »Was hast du überhaupt hier verloren?«

»Also eigentlich gehört der Speck...«, begann Kieran, und dieses Mal trat ich ihm tatsächlich gegen das Schienbein. Sein Kopf fuhr zu mir herum.

»Wir können ihn uns ja teilen.« Emil brach den Speck entzwei und reichte die Hälfte an Vonetta weiter, die ihn wenig begeistert anstarrte. »Und ich bin hier, weil ich dich vermisst habe.«

»Ja, ja«, murmelte Vonetta. »Und jetzt mal ehrlich: Was hast du hier verloren?«

Emil grinste, und seine bernsteinfarbenen Augen leuchteten, während er sich den Rest des Specks in den Mund steckte. »Ich bin hier, weil jemand einen Brief an der Mauer abgegeben hat«, erklärte er und wischte sich die Hände an einer Serviette sauber. »Er kommt von Herzog und Herzogin Ravarel.«

Ich erstarrte. »Und das sagst du erst jetzt?«

»Du hattest jede Menge Fragen über die Zeit in Eichenhain, und ich wollte dir Zeit lassen, sie zu stellen«, erklärte er. »Außerdem hatte Vonetta Hunger, und ich würde mich niemals zwischen einen Wolf und sein Futter stellen.«

Vonetta fuhr zu Emil herum, und es sah aus, als wollte sie sich auf ihn stürzen. »Gibst du tatsächlich mir die Schuld daran, dass du keine Prioritäten setzen kannst?«

»Natürlich nicht.« Emil zog ein Stück Pergament aus seiner Brusttasche und warf Vonetta ein Grinsen zu. »Was alles nichts an der Tatsache ändert, dass ich dich vermisst habe.«

Kieran verdrehte die Augen.

Vonetta öffnete den Mund, dann schloss sie ihn wieder und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, während ich etwas tat, das ich normalerweise nicht tun sollte. Ich öffnete mich und spürte, wie sehr sich Vonetta von Emil angezogen fühlte. Aber da war noch ein anderes, verborgeneres, süßeres Gefühl in ihr.

»Ich brauche Wein.« Sie wollte nach der Flasche greifen, doch Emil war auch dieses Mal schneller. Während er mir mit der einen Hand den Brief überreichte, schnappte er sich mit der anderen die Flasche und schenkte Vonetta ein. »Danke.« Sie nahm das Glas und trank einen beeindruckenden Schluck. Dann sah sie mich an. »Also, was steht in dem Brief?«

Das dünne Pergament wog in meinen Händen genauso schwer wie ein Schwert. Ich sah zu Kieran, und als er nickte, faltete ich es auseinander. Es war ein Satz, geschrieben in roter Tinte, und obwohl wir diese Antwort erwartet hatten, war sie ein Schlag ins Gesicht.

Wir werden keiner Eurer Forderungen zustimmen.



4

»LAUF, POPPY«, KEUCHTE MOMMA. »LAUF!«

Sie wollte, dass ich sie allein ließ, aber das konnte ich nicht. Ich rannte auf sie zu, und Tränen liefen mir über die Wangen.

»Momma...« Klauen gruben sich in meine Haare, rissen meine Haut auf und brannten sich in mein Fleisch wie damals, als ich nach dem heißen Wasserkessel gegriffen hatte. Ich schrie und streckte die Hände nach Momma aus, aber ich konnte sie zwischen den Ungeheuern nicht mehr sehen.

Sie waren überall. Die graue Haut dumpf und aufgerissen.

Und dann war da der Mann in Schwarz. Der Mann ohne Gesicht. Ich fuhr herum und schrie.

Papas Freund stand in der Tür. Ich streckte die Hände nach ihm aus. Er sollte uns helfen. Er sollte Momma helfen. Aber er hielt den Blick starr auf den Mann in Schwarz gerichtet, der sich über die sich windenden, nährenden Kreaturen erhob. Papas Freund zuckte zurück und taumelte nach hinten. Sein Entsetzen traf mich mit voller Wucht und raubte mir den Atem. Er wich immer weiter zurück, kopfschüttelnd und zitternd. Er verließ uns.

Zähne drangen in mein Fleisch. Ein feuriger Schmerz breitete sich meinen Arm entlang und auf meinem Gesicht aus. Ich fiel und versuchte, sie abzuschütteln. Vor meinen Augen war alles rot. »Nein. Nein. Nein«, schrie ich und schlug um mich. »Momma! Papa!«

Mein Magen, meine Lunge, mein ganzer Körper brannte.

Im nächsten Augenblick fielen die Ungeheuer auf mich, und ich konnte nicht mehr atmen. Der Schmerz. Das Gewicht. Ich wollte zu meiner Momma. Leere senkte sich über mich, und ich verlor mich einen Moment lang in ihr.

Eine Hand berührte meine Wange und meinen Hals. Der Schattenmann stand über mir, sein Gesicht ein einziger Schatten unter der Kapuze seines Mantels. Es war keine Hand an meinem Hals, sondern etwas Kaltes, Scharfes.

Er bewegte sich nicht. Seine Hand zitterte. Er bebte, während er sprach, und seine Worte verschwammen.

Ich hörte Momma. Ihre Stimme klang seltsam feucht. »Verstehst du, was das bedeutet? Bitte. Sie muss...«

»Gute Götter«, keuchte der Mann, und dann schwebte ich durch den Raum, umgeben von dem Duft der Blumen, die die Königin so gern in ihrer Kammer hatte.

Du hübsche kleine Blume.

Was für ein mächtiges kleines Pflänzchen. Unsere Poppy. Nimm sie und lass sie bluten.

Jetzt bist du nicht mehr ganz so...

Ich fuhr aus dem Schlaf hoch und sah mich in der vom Mondlicht durchfluteten Kammer um. Ich war nicht in der Herberge. Ich war hier.

Mein Herz beruhigte sich nur langsam. Ich hatte nun schon seit einigen Nächten keinen solchen Albtraum mehr gehabt. Stattdessen träumte ich von anderen Schrecken. Von spitzen, blutigen Nägeln, die in *seine* Haut getrieben wurden. Die *ihn* verletzten.

Meinen besten Freund und Liebhaber.

Meinen Ehemann und König.

Meinen Herzverwandten.

Die Albträume fanden mich jedes Mal, wenn ich mehr als ein paar Stunden Schlaf abbekam, was nicht oft passierte. Im Schnitt kam ich auf etwa drei Stunden die Nacht.

Mit trockenem Mund starrte ich an die Decke und achtete darauf, die dicken Überwürfe nicht abzustreifen, die über mich gebreitet waren. Es war totenstill.

Ich hasste diese Momente. Die Stille.

Die vollkommene Leere der Nacht.

Das Warten, wenn nichts meine Gedanken davon abbringen konnte, seinen Namen zu denken. Und daran, was womöglich gerade mit ihm passierte. Ich hörte ihn flehen und betteln. Ich hörte, wie er ihr alles versprach, sogar sein Königreich.

Neunundzwanzig Tage.

Ein Zittern durchfuhr mich, und ich drängte die aufsteigende Panik und Wut zurück.

Eine Bewegung auf Höhe meiner Hüfte riss mich aus meinen sich immer schneller drehenden Gedanken. Ein großer, pelziger Kopf erschien im Mondlicht. Der Wolf gähnte und streckte die langen, mächtigen Vorderpfoten von sich.

Kieran hatte sich angewöhnt, nachts als Wolf an meiner Seite zu bleiben, weshalb auch er nur wenig Schlaf abbekam. Ich hatte ihm schon mehrmals gesagt, dass es nicht notwendig sei, aber beim letzten Mal meinte er nur: »Ich *will* es aber so.«

Und das hätte mich beinahe zum Weinen gebracht. Er wollte bei mir sein, weil er mein Freund war. Nicht, weil es seine Pflicht war. Ich würde nicht denselben Fehler begehen wie damals bei Tawny. Ich würde die Echtheit und Ehrlichkeit unserer Beziehung nicht infrage stellen, bloß weil wir uns unter bestimmten Umständen kennengelernt hatten.

Außerdem war er vermutlich hier und suchte meine Nähe, weil er ebenfalls litt. Kieran kannte *ihn* schon sein ganzes Leben lang. Ihre Freundschaft ging über das Band hinaus, das sie einmal verbunden hatte. Sie liebten einander. Und auch wenn ich meine Gabe in mir verschlossen

hielt und niemandes Gefühle las, wenn es nicht notwendig war, saß Kieran oft schweigend da und strahlte eine solche Traurigkeit aus, dass sie meine Schilde durchbrach.

Auch der Tod Lyras machte ihm zu schaffen. Er hatte die Wölfin sehr gemocht, auch wenn sie keine ernste Beziehung geführt hatten. Er hatte sie gemocht, und jetzt war sie fort – genauso wie die Wölfin Elashya, die er geliebt und an eine seltene Krankheit verloren hatte.

Kieran sah mich an und blinzelte verschlafen.

»Es tut mir leid«, flüsterte ich.

Ich spürte seine Gedanken in meinem Kopf. Sie strichen sanft über meine. *Du solltest schlafen*, sagte er, und seine Worte mischten sich als Flüstern unter meine Gedanken.

»Ich weiß«, erwiderte ich und rollte mich auf die Seite, um ihn anzusehen.

Er legte seinen Kopf auf das Bett. *Schon wieder ein Albtraum?*

Ich nickte.

Es folgte eine Pause, dann meinte er: *Weißt du, es gibt Kräuter, die dir helfen könnten, zur Ruhe zu finden. In einem Schlaf, in dem dich die Albträume nicht finden.*

»Nein, danke.« Ich ertrug den Gedanken nicht, etwas zu nehmen, das mich vollkommen außer Gefecht setzte und mich verwundbar machte. Außerdem nahm ich bereits ein Kraut zur Empfängnisverhütung. Ich hatte mich dazu entschlossen, nachdem er im Moment nichts nehmen konnte, und glücklicherweise hatte Vonetta das richtige Kraut gekannt. Es ähnelte jenem, das er zu sich genommen hatte, und konnte zu Pulver gemahlen in jedem Getränk getrunken werden. Es schmeckte wie Erde, aber es war um einiges erträglicher als der Gedanke, ein Kind zu bekommen.

Das war das Letzte, was wir jetzt brauchen konnten.

Obwohl ich plötzlich Kieran vor mir sah, der süße kleine Pullover strickte. Ich grinste.

Woran denkst du?, fragte er neugierig.

Das würde ich ihm auf keinen Fall verraten. »An nichts.«

Er beäugte mich, als würde er mir nicht glauben. *Du musst dich ausruhen, Poppy. Göttin hin oder her, du machst dich selbst kaputt.*

Ich unterdrückte ein Seufzen und zog die weiche Decke bis unters Kinn hoch. »Glaubst du, die Decke ist aus Wolfsfell?«

Kieran legte die Ohren an. *Was für ein erbärmlicher Versuch, das Thema zu wechseln.*

»Wieso, das war doch eine berechnigte Frage«, wiederholte ich den Satz, den er vorhin angebracht hatte.

Für dich ist jede Frage berechnigt. Er stieß ein sehr sterblich klingendes Schnauben aus.

Ich drehte mich auf den Rücken und ließ die Decke los.

Kieran stupste mit dem Kopf gegen meine Hand. Es war ein Zeichen, dass ich ihn berühren durfte, solange er ein Wolf war. Wölfe zeigten einander auf diese Art ihr Bedürfnis nach Nähe. Ich streckte die Hand aus und war wie immer erstaunt, wie weich das Fell des Wolfes war. Ich ließ meine Finger durch den Flaum zwischen seinen Ohren gleiten und vermutete, dass Kieran dachte, er würde die Berührung mehr genießen als ich. Dabei war jede Berührung ein Geschenk. Etwas, das so oft übersehen und unterschätzt wurde.

Wir schwiegen lange, dann fragte ich: »Träumst du manchmal von ihm?«

Nein. Kieran legte den Kopf auf meine Hüfte und schloss die Augen. *Und ich weiß nicht, ob es ein Segen ist oder nicht.*

Ich konnte im Gegensatz zu Kieran nicht wieder einschlafen, aber ich wartete, bis das erste schwache Tageslicht durchs Fenster brach, bevor ich aus dem Bett stieg. Kurz vor Sonnenaufgang schlief Kieran am tiefsten. Ich war mir

nicht sicher, warum, aber ich wusste, dass ihm meine Abwesenheit frühestens in einer oder zwei Stunden auffallen würde.

Ich tappte leise über den Steinboden, befestigte den Dolch mit dem Wolfsknochengriff an meinem Oberschenkel und warf mir einen Morgenmantel über, den Kieran in einer der Kammern gefunden hatte und der gut über mein Unterhemd und die Hose passte, in der ich geschlafen hatte. Er roch nach Mottenkugeln, aber er war sauber und angenehm weich. Ich band den Gürtel und verließ die Kammer, ohne nach Schuhen Ausschau zu halten. Die dicken Strümpfe reichten vollkommen, denn ich hatte ohnehin nicht vor, das Gut schon so früh am Morgen zu verlassen.

Die Bewohner von Massene waren um diese Uhrzeit bereits unterwegs und trafen sich in einem der beiden Läden direkt vor der Mauer des Gutes, um Brötchen und gerösteten Kaffee zu kaufen, bevor es zur Arbeit auf den Feldern ging. Ich wollte sie in der kurzen Zeit, die sie hatten, um miteinander zu reden und ihre zerbrochene Gemeinschaft zu kitten, nicht stören. Die Leute gewöhnten sich nur langsam an unsere Anwesenheit und die Tatsache, dass das atlantianische Wappen das Gut und mittlerweile auch die Mauer um die Stadt zierte. Sie waren nervös, wenn sie atlantianischen Soldaten begegneten, und betrachteten die Wölfe mit einer Mischung aus Angst und Neugierde. Und wenn Reaver sich in die Lüfte erhob, brach Chaos aus. Wenigstens schrie mittlerweile niemand mehr aus Leibeskräften und rannte um sein Leben.

Wenn die Leute mich zu Gesicht bekamen, erstarrten sie meist, bevor sie sich mit aufgerissenen Augen hastig verbeugten oder auf ein Knie gingen und dabei dieselben widersprüchlichen Gefühle erlebten wie bei einer Begegnung mit den Wölfen.

Ich vermutete, dass Wren den Bewohnern erzählt hatte,

dass ich eine Göttin war, denn es war unmöglich, dass die Nachricht aus Eichenhain hierhergeiangt war. Ich war ihm zwar nicht böse, dass er es getan hatte, aber ich wünschte dennoch, er hätte es gelassen.

Es war mir unangenehm, wie sie mich anstarrten, und die Art, wie sie sich hastig verbeugten, als erwarteten sie eine schwere Bestrafung, machte mich traurig.

Ich ging die leeren, verwinkelten Flure entlang, vorbei am Speisesaal, aus dem das Murmeln von Soldaten und Wölfen drang, und an der leeren Empfangshalle. Ich steuerte auf eine geschlossene Tür auf der Ostseite des Gebäudes zu, die offenbar der ältere Teil des Gutes war.

Ich öffnete die Tür und trat in einen kalten, höhlenartigen Raum. Es roch modrig nach alten Büchern und Staub. Kieran und Vonetta mussten von dem Staub ständig niesen und hielten es bloß ein paar Minuten hier aus. Ich machte eine Gaslampe an und setzte mich auf ein dunkelbraunes Sofa neben einem niedrigen Tisch.

Gut Cauldra war genauso alt wie die Stadt selbst und stammte vermutlich aus einer Zeit, als Massene noch zu Pompaji gehört hatte. Die Folianten auf den Regalen waren ebenso alt. Drei oder vier Exemplare waren sogar auseinandergefallen, als ich sie geöffnet hatte.

Es war zugegebenermaßen ein ziemlich unheimlicher Raum. Schwere Wandteppiche, die sämtliches natürliches Licht aussperrten, verblasste Gemälde, die entweder Aufgestiegene zeigten oder vielleicht auch Sterbliche, die früher hier gelebt hatten, und dazu eine Sammlung an halb niedergebrannten Kerzen in sämtlichen Farben und Formen.

Wobei ich vermutete, dass vor allem das Gefühl, das man in diesem Raum bekam, die Atlantianer und Wölfe davon fernhielt. Man hatte stets den Eindruck, nicht allein zu sein, obwohl man es definitiv war.

Auch jetzt beschlich mich wieder dieses Gefühl, während ich durch die Reihen der verstaubten Folianten schlenderte. Ich spürte unsichtbare Finger in meinem Nacken und unterdrückte ein Schaudern. Ich zog ein weiteres Buch aus dem Regal und sah mich danach eilig in der leeren Kammer um. Das Gefühl blieb, aber ich ignorierte es, nahm das Buch mit zum Sofa und ließ mich nieder.

Die Vorstellung, dass ich von Geistern verfolgt wurde, war mir lieber, als im Bett zu liegen und mir Sorgen um *ihn* und um Tawny zu machen. Darüber, ob ich mich in naher Zukunft nähren musste und ob wir einen Krieg gewinnen konnten, ohne die Königreiche in einen noch schlechteren Zustand zu versetzen als ohnehin schon.

Ich öffnete vorsichtig den Folianten. Soweit ich erkennen konnte, enthielt er keine Aufzeichnungen über Atlantianer, allerdings war die Tinte an manchen Stellen sehr verblasst. Was ich jedoch über die Leben derjenigen lesen konnte, die vor Unmengen an Jahren hier gewohnt hatten, war faszinierend. Geburten und Todesfälle, die in zwei Spalten verzeichnet und nach Nachnamen sortiert waren. Dazu Hochzeitsfeiern, Streitigkeiten um Grenzverläufe, Anzeigen wegen Viehdiebstahls und weitaus schlimmerer Verbrechen wie Körperverletzung oder Mord. Hinrichtungen wurden ebenfalls aufgelistet, und man hatte sie oft auf brutale Art vor den Augen der gesamten Stadt am Stadtplatz durchgeführt.

Mir war klar, dass ich mich zum Teil auch deshalb von den Aufzeichnungen angezogen fühlte, weil sie mich an die Bibliothek in Neuanfurt erinnerten. Damals war alles so verwirrend gewesen, doch *er* war bei mir gewesen und hatte mich auf fröhliche, amüsante Weise begleitet, während ich die verschiedenen atlantianischen Blutlinien entdeckt hatte.

Meine Brust zog sich zusammen, während ich weiterblätterte und von einem Königreich las, das lange vor den Aufgestiegenen existiert hatte. Lange bevor ...

Meine Augen wurden schmal, und ich las die letzte Zeile noch einmal. Was zum ...? Ich hob das Buch näher heran und holte tief Luft, wobei ich viel zu viel Staub einatmete.

Prinzessin Kayleih, erstgeborene Tochter von König Saegar und Königin Geneva von Irleone, gesellte sich zu Königin Ezmeria von Lasania und ihrer Gemahlin Marisol, um das Ritual und den Aufstieg der Auserwählten zu feiern ...

Der Rest des Satzes war zu verblasst, um ihn zu entziffern, doch die drei vertrauten Worte sprangen mir beinahe entgegen.

Ritual. Aufstieg. Auserwählte.

Drei Dinge, die erst entstanden waren, nachdem die Aufgestiegenen in Solis an die Macht gekommen waren.

Das konnte also nicht sein. *Er* hatte mir erklärt, dass die Aufgestiegenen das Ritual erfunden hatten, um ihre Anzahl zu erhöhen und Sterbliche gefangen zu nehmen, an denen sie sich nähren konnten. Wobei nicht alle drittgeborenen Söhne und Töchter als lebende Blutkonserven erhalten mussten. Einige trugen auch eine unbekannte Gabe in sich, die Isbeth entdeckt hatte und die sie zu sogenannten Wiederkehrern machte.

Es ergab keinen Sinn, dass das Ritual in Aufzeichnungen längst vergangener Tage Erwähnung fand, in denen die Rede von zerfallenen Königreichen war.

Mein Blick wanderte zu einem der verblassten Gemälde an der Wand. Längst vergangene Tage, in denen es vielleicht noch nicht einmal Atlantianer gegeben hatte, die aus den Prüfungen für Herzverwandte hervorgegangen waren? Ich legte das Buch beiseite, und der Saum des Morgenmantels glitt über den Boden, als ich zurück zu dem Regal huschte, um nach noch älteren Aufzeichnungen zu suchen. Ich fand

einen Folianten, der beinahe auseinanderbrach, als ich danach griff, trug ihn zum Sofa und öffnete ihn so vorsichtig wie möglich.

Schon bald fand ich die erste Erwähnung eines Rituals. Die Tinte war gerade noch leserlich genug, um einen Hinweis auf eine »Auserwählte« zu entdecken, was mich allerdings nur noch mehr verwirrte. Denn wenn ich die Geburtstage mit dem anderen Folianten verglich, fand ich für drittgeborene Söhne und Töchter einer Familie kein Todesdatum, und das hatte nichts mit der verblassten Tinte zu tun.

Die einzige Erklärung war, dass es auch früher ein Ritual gegeben hatte, das allerdings irgendwann nicht mehr durchgeführt worden war und zu der Zeit, als der erste Atlantianer geboren wurde, bereits in Vergessenheit geraten war. *Er* hatte mich sicher nicht angelogen. Jeder Atlantianer und jeder Wolf, den ich kannte, glaubte daran, dass das Ritual erst mit den Aufgestiegenen entstanden war.

Ich starrte auf den Folianten hinunter, und mir wurde mit einem Mal klar, dass er sehr viel älter sein musste, als ich ursprünglich angenommen hatte. Vielleicht stammte er sogar aus einer Zeit, als die Götter noch wach waren?

»Diese Aufzeichnungen sind älter ...«

»... als die Sünde«, krächzte eine Stimme, und ich zuckte zusammen und fuhr zur Tür herum. Ein Schaudern durchfuhr mich, als ich die gebückte Gestalt in dem schwarzen Schleier sah.

Es war die alte Frau. Die Witwe, die vielleicht gar keine Witwe war.

»Aber nicht so alt wie der erste Sterbliche, der aus dem Fleisch eines Primaren und dem Feuer eines Draken entstand.«

Ich erschauerte erneut. So waren die Sterblichen also erschaffen worden?

Der verschleierte Kopf neigte sich zur Seite. »Ich habe Euch erschreckt, nicht wahr?«

Ich schluckte. »Ein wenig. Ich habe dich nicht gehört.«

»Ich bin leise wie ein Floh, darum hören mich die wenigsten.« Sie schlurfte auf mich zu, und ich versteifte mich. Die langen Ärmel ihres Kleides bedeckten ihre Hände, und als sie näher kam, erhaschte ich einen Blick auf ein kleines Stück blasse, faltige Haut unter dem dünnen Schleier. »Eine seltsame Lektüre um eine Zeit, zu der die meisten schlafen.«

Ich blinzelte und senkte den Blick auf den Folianten. »Ja, vermutlich.« Ich sah wieder auf und stellte überrascht fest, dass sie kaum einen Wimpernschlag gebraucht hatte, um vor mich zu treten. »Weißt du, wie alt diese Aufzeichnungen sind?«

»Älter als das Königreich«, antwortete sie, und ihre Stimme erinnerte mich an verdorrte Blätter.

Die Alte schwankte kaum merklich, und ich rief mir meine guten Manieren in Erinnerung. Viele Untertanen setzten sich erst, wenn die Königin ihnen die Erlaubnis dazu gab, und Sterbliche verhielten sich Göttern gegenüber vermutlich ähnlich. »Willst du dich setzen?«, fragte ich.

»Ich fürchte, wenn ich mich setze, komme ich nie wieder hoch.«

Angesichts dessen, dass sich ihre Brust kaum hob und senkte, wenn sie atmete, fürchtete ich dasselbe. »Ich kenne nicht einmal deinen Namen.«

»Aber ich weiß, wer Ihr seid. Ich sehe es an dem Leuchten in Euren Augen, das so hell ist wie die Sterne«, erwiderte sie, und ich bemühte mich, mir nichts anmerken zu lassen. »Einst wurde ich Vessa genannt.«

Einst? Ich widerstand dem Drang, die Hand nach ihr auszustrecken, um nachzusehen, ob sie tatsächlich aus Fleisch und Blut war. Stattdessen öffnete ich meine Sinne. Was ich

spürte, war seltsam trüb. Als wären ihre Gefühle hinter einem Nebel verborgen. Allerdings war da eine kaum merkbare Belustigung, was ebenfalls eigenartig war. Ich fragte mich, ob ihr Alter der Grund war, warum es mir schwerfiel, ihren Gefühlen nachzuspüren.

Sie war vermutlich die älteste Sterbliche, der ich je begegnet war – vielleicht sogar die älteste, die existierte. Sie musste viel von dem gesehen haben, was in Massene geschehen war. Und was die Aufgestiegenen getrieben hatten.

»Was war deine Aufgabe, Vessa?«

Der Schleier vor ihrem Gesicht wogte sanft, und ein seltsam vertrauter, abgestandener Geruch stieg mir in die Nase, den ich allerdings nicht zuordnen konnte. »Ich habe gedient«, antwortete sie. »Und ich diene noch immer.«

Ich ging davon aus, dass sie die Aufgestiegenen meinte, und Wut stieg in mir hoch. Die Aufgestiegenen waren alles, was die Sterblichen in Massene kannten, und die jahrzehntelange Angst, als Verräter und Anhänger Atlantias verstanden zu werden, war nicht leicht abzuschütteln.

Ich rang mir ein Lächeln ab. »Du musst den Aufgestiegenen nicht mehr dienen.«

Vessa blieb unglaublich regungslos. »Ich diene ihnen nicht, während ich warte.«

»Wem dienst du dann?«, fragte ich.

»Der wahren Krone aller Reiche, wem sonst, albernes Ding.«

»Ich bin weder albern noch ein *Ding*«, erwiderte ich kühl und legte den Folianten auf dem Tisch ab. Vermutlich sprach sie von der Blutkrone.

Vessa verbeugte sich so tief, dass ich Angst hatte, sie würde umkippen. »Es tut mir leid, Eure Hoheit. Das Alter hat mir sämtliche Zurückhaltung genommen.«

Ich schwieg und versuchte, die Beleidigung abzuschütteln. Man hatte mich bereits mit viel schlimmeren Beschimpf-

fungen bedacht. »Und wie dienst du der wahren Krone, Vessa?«

»Indem ich warte.«

Langsam verlor ich die Geduld. »Worauf wartest du?«

Sie richtete sich ruckartig auf. »Auf die Gesegnete.«

Ich erstarrte.

»Entstanden aus einer schweren Missetat und großer, schrecklicher primärer Macht, mit Blut aus Asche und Eis.« Ihre Worte ließen ihren Körper beben, und die feinen Härchen in meinem Nacken richteten sich auf. »Auf die Ausgewählte, die das Ende bringen und die Reiche wiederaufbauen wird. Auf den Verschwörer, der Tod und Zerstörung bringt. Auf die Schicksalsbotin.«

Ich zog die Luft ein, denn die Worte waren mir aus der Prophezeiung der Penellaphe nur allzu bekannt. Sie musste sie vom Herzog gehört haben. Das war die einzige Erklärung.

»Ich warte auf *dich*.« Der Schleier bebte. »Ich warte auf den Tod.«

Eisige Finger legten sich um meinen Nacken, als hätte mich ein Geist berührt.

Die Alte stürzte nach vorne, und ihr schwarzes Kleid bauschte sich wie die Flügel einer Krähe, während ein Arm auf mich zuschoss. Etwas Silbernes blitzte im Schein der Lampe auf, und ich erstarrte einen Sekundenbruchteil lang, als mich Entsetzen packte.

Ich schüttelte es ab und sprang auf. Ich packte ihr Handgelenk, und meine Finger gruben sich in den schweren Stoff und ihren dünnen, knöchigen Arm.

»Ernsthaft?«, rief ich immer noch schockiert und stieß sie von mir.

Vessa taumelte nach hinten und prallte gegen den niedrigen Tisch. Sie ging zu Boden, und ihr Kopf schnellte nach vorne. Der Schleier geriet ins Rutschen und fiel von ihrem

Kopf. Weißes, dünnes Haar ergoss sich in Büscheln über ihren faltigen Schädel.

»Hast du gerade versucht, mich zu erstechen?« Ungläubig starrte ich auf sie hinab, und mein Herz raste. »Obwohl du weißt, wer ich bin?«

»Ja, ich weiß, was Ihr seid.« Sie stützte sich mit der blauen, knöchigen Hand am Boden ab und hob den Kopf.

Gute Götter, sie war tatsächlich *uralt*.

Ihr Gesicht wirkte wie ein von Haut überzogener Totenschädel, die Wangen und Augen waren eingesunken, und die grässliche grauweiße Haut war von tiefen Falten durchzogen. Die blutleeren, dünnen Lippen kräuselten sich, und braune Zähne kamen zum Vorschein. Und ihre Augen ... sie waren milchig weiß. Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück. Wie um alles in der Welt konnte sie mich überhaupt sehen?

Trotz ihres hohen Alters hielt sie den schlanken Dolch überraschend fest umklammert.

»Verschwörer. Schicksalsbotin«, säuselte sie leise.

»Bleib unten«, warnte ich sie und hoffte inständig, dass sie auf mich hörte. Ganz offensichtlich stimmte etwas nicht mit ihr – vielleicht hatte sie die verdammte Prophezeiung unabsichtlich mit angehört, und die Angst hatte wie Eiter in ihr geschwärt, vielleicht war es auch das hohe Alter. Oder beides. Auf jeden Fall wollte ich der Alten nichts zuleide tun.

Vessa stemmte sich hoch.

»Ach, komm schon«, murmelte ich.

Sie stürzte sich erneut auf mich und war dabei schneller, als ich gedacht hätte. Bei den Göttern, allein die Tatsache, dass sie es überhaupt noch geschafft hatte, war beeindruckend.

Ich wich ihr mühelos aus und packte beide Arme so sanft wie möglich. Ich versuchte zu ignorieren, wie zerbrechlich sich ihre Knochen anfühlten, und drückte sie auf das Sofa.

